

Emma

3 Mark
Februar 1977

Frankreich sfr. 7,00 - Dänemark dkr. 10,00 - Italien L. 1200 - Luxemburg fr. 52,00 - Niederlande hfl. 3,80 - Österreich sch. 6,50 - Schweden skr. 25,00 - Portugal Esc. 45,00 - USA/Canada/Dänemark \$ 1,75



**Zeitschrift für Frauen
von Frauen**

Alice Schwarzer über Männerjustiz

Romy Schneider: Ich bin es leid, zu lügen!

Hausfrauen und ihre arbeitslosen Männer...

Vietnam - Moderne Amazonen



EMMA

Zeitschrift für Frauen von Frauen

INHALT

Unsere Zeitung	3
Emma über Emma	4
Satire	5
Männerjustiz	6
Mode	15
Unsere älteste Leserin	16
Mein Beruf: Verkäuferin	18
Irmtraud Morgner	19
Frauen und Wirtschaft	20
Romy Schneider	22
»Mein Mann ist arbeitslos«	25
Frauenrecht: Scheidung	28
Der Frauenhof	29
Tabakernte	31
Margarete Mitscherlich	36
Des Mannes Wunderhorn	39
Frau Knöbel	40
Am Pissen soll's nicht scheitern	42
Film und Fernsehen	43
Moderne Amazonen	44
Seite für Mädchen	49
Louise Otto-Peters	50
Virginia Woolf	52
Wer hat Angst vor schreibenden Frauen?	56
Bücher	57
Aus Chile - Folter entlassen	59
Häuser für geschlagene Frauen	59
Frankfurter Frauen-AStA	60
Frauenarbeitslosigkeit:	60
Weiberfastnacht	61
Die Schnellste	61
Italianische Hexen	61
Vorschußkassen	62
Praktische Seite: Abfluß	63
Abonniert Emma!	64
Emma im März	64

IMPRESSUM

EMMA
Zeitschrift für Frauen von Frauen
Kolpingplatz 1a
5000 Köln 1
Telefon: 02 21/21 95 13
Herausgeberin: Alice Schwarzer

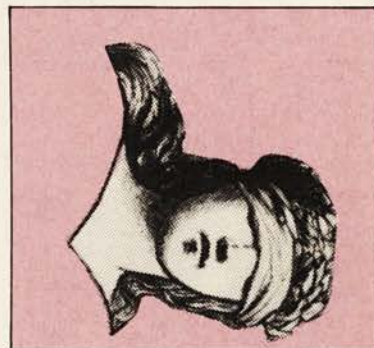
Mitarbeiterinnen dieses Heftes:
Sophie Aust, Franziska Becker, Renate Bookhagen, Christiane Ensslin, Petra Ewe, Elke Heidenreich, Monika Held, Sonja Hopf, Juliane Huth, Gabi Jacobi, Ela Kasper, Gisela Koschig-Gehm, Jeannette Lander, Heidi Meinecke, Barbara Metzlaß, Irmtraud Morgner, Margarete Mitscherlich, Christa Ninck, Claudia Pini, Charlotte Peter, Gertrud Pinkus, Margaretha Pfeil-Rosar, Birgid Rauen, Marie-Claude Reverdin, Monika Savier, Erika Schilling, Barbare Schleich, Sabine Schruff, Alice Schwarzer, Lie Selter, Elisabeth Trube-Becker, Gisela Tuchtenhagen, Abisag Tüllmann, Angelika Wittlich, Elke Moldenhauer.

Layout: Sonja Hopf
EMMA-Frauenverlags-GmbH
Druck: E. C. Baumann KG, 8650 Kulmbach
Vertrieb: IPV Hamburg, Wendenstr. 27,
Tel. 0 40/2 48 61, Telex 2162 401

Justitia ist ein Mann!

von Alice Schwarzer

Am 15. 12. 76 wurde in Limburg die Hausfrau Hannelore Stahl als »Anstifterin« beim Mord an ihrem Ehemann zu »lebenslänglich« verurteilt. Dem eigentlichen Täter, ihrem Geliebten Erich Reith, wurden »mildernde Umstände« zugebilligt... Ein alltägliches Urteil. Denn Frauen werden vor Gericht oft härter behandelt als Männer. Sie bekommen höhere Strafen, sitzen länger im Gefängnis und werden auch in der Zelle stärker vernachlässigt.



Seite 6



Unsere älteste Leserin

Seite 16

»Die jungen Frauen heute meinen oft, sie hätten die Emanzipation verwirklicht. Aber nein, es reicht noch nicht. Immer noch sitzen an entscheidenden Stellen Männer. Und das taugt nichts.« So Elisabeth Lorenzer, 84 Jahre alt, neugierig auf EMMA und auf alles, »was Fortschritt bringt.« Ihr Leben ist mit Frauen-Erfahrung vollgestopft. Besucht hat sie Angelika Wittlich.

Romy Schneider:

»Ich bin es leid, zu lügen«

Seite 22

Für die französische Presse ist sie »die größte Schauspielerin Europas«, für die deutsche war sie mit 15 die Jungfrau vom Dienst, mit 21 die »Hure« in Paris, mit 28 die reuige Ehefrau in Hamburg und ist sie heute der Weltstar mit Allüren... Wer aber ist sie wirklich? Und wie hält sie diese Klischees überhaupt aus? Romy Schneider im Gespräch mit Alice Schwarzer.



»Mein Mann ist arbeitslos«

Seite 25

von Monika Held

In einer Frankfurter Vorstadt, im Müttergenesungsheim, in Kalldorf – überall ein ähnliches Bild: Wenn Ehemänner arbeitslos werden, haben Hausfrauen nicht etwa weniger zu tun (weil er ihr im Haushalt hilft), sondern mehr! Das Geld wird knapper, und er läßt sich zu Hause bedienen und bei Laune halten.

Moderne Amazonen

Seite 44

von Charlotte Peter

Die Schweizerin bereist seit Jahrzehnten Vietnam. Sie berichtet für EMMA über das Leben der Vietnamesinnen heute, über ihre Vergangenheit, ihre Emanzipation und die Rolle, die der Krieg dabei gespielt hat. Vieles davon räumt auf mit unserem Klischee von der »weiblichen« Friedfertigkeit, die um jeden Preis positiv sei.

Virginia Woolf

Seite 52

von Angelika Wittlich

»Es bleibt ein beständiges Rätsel, warum keine Frau auch nur ein Wort zu jener außerordentlichen Literatur beigetragen hat, während doch, wie es scheint, jeder zweite Mann in der Lage war, ein Lied oder ein Sonnett zu schreiben.« »Virginia Woolf über das Zeitalter Shakespeares. Das Problem, als Frau zu schreiben löste sie nie.

Unsere Zeitung



Seit fünf Jahren warte ich auf diesen Moment. Mindestens solange ist klar, daß uns engagierten Journalistinnen die Luft in den Männermedien immer knapper wird. Denn egal ob »links« oder »rechts«, ob Boulevardblatt oder Polit-Magazin, ob Funk oder Fernsehen – überall haben Männer das Sagen und nutzen dies auch weidlich aus. Die existierende Presse ist eine Männerpresse.

Die Folgen: Weder über das, was Frauen wirklich angeht und bewegt, wird geschrieben (meist aus Ignoranz nicht, oft aber auch aus Verachtung oder Angst); noch bekommen die Journalistinnen selbst ein Bein auf den Boden – im besten Fall tummelt sich mal hie und da auf den mittleren Etagen eine Alibifrau. Wie zum Hohn sind selbst die Chefredakteure der sogenannten Frauenblätter in der Bundesrepublik ausnahmslos männlich!

Als Frauen 1970 auch in Deutschland wieder anfangen, unruhig zu werden, da zeichneten sich sehr schnell die Grenzen einer Berichterstattung und Information ab, die Frauen gerecht wird. Erste Reaktion unserer männlichen Kollegen: Hast du denn das nötig, über Frauen zu schreiben...? Begleitet von seinem erstaunt-mitleidigen Lächeln. Zweite Reaktion: Du gehst uns wirklich langsam auf die Nerven mit deinen Frauen. Ohne Lächeln. Dritte Reaktion: Ab sofort darfst du in dieser Zeitung (Sendung) nicht mehr über Frauenprobleme berichten, denn du bist nicht objektiv! Nun gab's gar nichts mehr zu lachen.

Seit Frauenprobleme wieder »in« sind, das heißt, seit sie als politisch und brisant begriffen werden, werden sie entweder totgeschwiegen oder aber von unseren Medienmännern journalistisch behandelt. Und wie.

Heraus kommt entweder die Verniedlichung der Frauenmisere oder aber die Verteufelung all derer, die sich für Frauen einsetzen.

Ich selbst kann aus meiner eigenen zwölfjährigen Erfahrung als Journalistin (in der ich erst in den letzten Jahren überwiegend über Frauen geschrieben habe), sagen, daß es zwar auch schwierig, aber immer noch leichter war, über generell unbequeme und kritische Themen zu schreiben – wie zum Beispiel Arbeitskämpfe oder Repression – als über Männermacht und Frauenohnmacht. Schon 1971 konnte eine Journalistin wie ich in den Medien zwar über dieses und jenes berichten, nicht aber über Frauen. Einziger Ausweg: Bücher. Und auch die müssen den männerbeherrschten und marktorientierten Verlagen hart abgerungen werden...

Diese Probleme bestehen für 99 Prozent unserer Kolleginnen weiter. Und damit auch für 99 Prozent der Leserinnen, denen an den Kiosken Hunderte von Männerblättern angeboten werden, aber nur ein Frauenblatt dieser Größenordnung. Denn EMMA ist die erste Zeitschrift in Europa mit einer sechsstelligen Auflage (200 000 Startexemplare), die ausschließlich in der Hand von Journalistinnen ist. Und, nach MS in Amerika, ist EMMA die zweite auf der Welt überhaupt. Klar, daß wir stolz darauf sind!

• EMMA ist eine feministische Zeitschrift, denn wir sind davon überzeugt, daß es Frauen in unserem Land noch schlechter geht als Männern; daß da, wo Frau und Mann Opfer werden, Frauen noch die Opfer der Opfer sind.

• EMMA ist eine feministische Zeitschrift, denn wir sind davon überzeugt, daß es zwar heute einen großen Unterschied zwischen den Geschlechtern gibt, daß aber von Natur aus Frauen weder schlechter noch besser sind als Männer, weder dümmer noch klüger, weder schwächer noch stärker.

• EMMA ist eine feministische Zeitschrift, denn wir werden immer einen konsequenten Frauenstandpunkt einnehmen. Wir werden uns in jeder Situation – ob das nun § 218, Wirtschaftspolitik oder Mode ist – fragen: Was heißt das für uns Frauen?

EMMA wird viele Stimmen, auch unterschiedliche, zu Wort kommen lassen. Denn EMMA hat keine Partei-Linie, und kein Programm, aber durchaus eine Zielvorstellung: Nämlich mitzukämpfen gegen die Erniedrigung und Benachteiligung von Frauen und Unterdrückung überhaupt.

In Emma wird kein Mann schreiben. Denn Männer stecken nun mal nicht in Frauenhaut. Aber die sensibelsten und mitfühlendsten – und die sind leider rar – wissen nicht, was es heißt, auf der Straße angequatscht zu werden, seine Periode mit Verspätung zu kriegen, zwischen Kind und Beruf mit schlechtem Gewissen hin und her zu hetzen. In Frauenfragen sind Frauen die Kompetentesten.

Wir selbst versuchen, nicht nur anders zu schreiben, sondern auch anders zu leben und zu arbeiten. Unsere Zeitung wird kollektiv gemacht. Es gibt keine »Chefin«, die über die Köpfe der anderen hinweg entscheidet. Wir arbeiten auch auf einen kollektiven Besitz dieses Blattes hin.

Die Startsumme für EMMA beträgt noch nicht einmal ein Zwanzigstel von dem, womit sonst eine Zeitschrift dieser Größenordnung lanciert wird. Aber selbst diese Summe ist uns schwergefallen. Alles Geld in EMMA kommt von EMMA-Mitarbeiterinnen. Ausschließlich. Noch aber haben wir die zweite entscheidende Klippe, haben wir das erste halbe Jahr, nicht geschafft. Dazu brauchen wir die Unterstützung der EMMA-Leserinnen.

Fragt überall nach EMMA! Bestellt und verlangt sie an eurem Kiosk! Abonniert sie bei uns (siehe letzte Seite). Kauft und verschenkt sie, so oft es euer Portemonnaie erlaubt.

Sollten wir jemals Profite machen – was in weiter Ferne liegt – werden wir dieses Geld in andere Projekte von Frauen investieren. Denn wir Frauen brauchen ganz viele Zeitungen, Verlage, Frauenzentren, Kliniken, Theatergruppen, Rockbands, Karatekurse, Kinderkrippen, Ferienhäuser.

Über EMMA selbst wollen wir hier nichts sagen, sie spricht – so hoffen wir – für sich. Wichtig wäre, daß es kein Monolog bleibt. Wir alle sind gespannt auf Ihre Reaktion! Herzlich Ihre

Alice Schwarzer

Emma über Emma

Liebe Leserin,
diese Zeilen schreiben wir am letzten Tag vor Redaktionsschluß der allerersten EMMA. Hinter uns liegen Monate vollgestopft mit Arbeit, neuen Erfahrungen, Ärger und auch viel Spaß! Wir - die Handvoll Journalistinnen, die die EMMA-Redaktion macht - sind zwar alle "vom Fach", aber keine von uns hat jemals vorher eine Zeitschrift gemacht. Wir mußten dazu lernen, haben Funktionen, in denen oft ein halbes Dutzend Berufe auf einmal vereint sind - Verlegerin, Kauffrau, Sekretärin, Autorin, Layouterin - alles in einer Person. Und bei allem mochten wir nicht in ausgefahrenen Gleisen fahren, wollten es anders, besser machen. Gerade im technischen und kaufmännischen Bereich gab es viel Wissen, das wir uns zusammenholen mußten (meist bei Männern, denn Frauen sind rar in solchen Funktionen). Überall haben wir gut hingeschaut, gut hingehört und dann entschieden, was für uns das beste ist.

Redaktionsräume mußten wir mieten und einrichten, eine GmbH gründen (die EMMA-Frauenverlags GmbH), mit Druckereien, Papierlieferanten und Vertrieben verhandeln (und feilschen!). Termine mußten wir einhalten und haben es auch tatsächlich geschafft - manchmal allerdings nur ganz ganz knapp. Das Titelfoto hat übrigens Barbara Metzlauff gemacht, dieselbe Fotografin, die auch die Frauen

bei der Tabakernte beobachtet hat, siehe Seite 31.



Barbara

(Auf dem Titel von links nach rechts: Christiane Ensslin, Alice Schwarzer, Angelika Wittlich, Sabine Schruff.) In der Redaktion selbst sind wir bisher noch eine sehr kleine Gruppe, insgesamt aber hat EMMA über 150 Mitarbeiterinnen. Was viel ist, aber nicht genug. Wir bitten darum alle Frauen, die fotografieren, schreiben, oder Ideen und Vorschläge haben, bei EMMA mitzunachen. Auch Nicht-Professionelle! Und Expertinnen (Wissenschaftlerinnen, Sozialarbeiterinnen, Ärztinnen, Juristinnen, Technikerinnen etc etc)! In jedem Monat wird sich, so wie dieses mal auf Seite 18, eine Frau mit ihrem Beruf vorstellen. Bitte schreibt uns (vergeßt die Fotos nicht). Auch Fotos von Leserinnen, die uns schreiben, würden wir ab und zu gern veröffentlichen. Eine Mitarbeiterin, über die wir uns ganz besonders freuen, ist Irmtraud Morgner, Schriftstellerin in Ostberlin und Autorin der hinreißenden "Troubadora Beatriz". Irmtraud hat für die erste EMMA eine Stunde aus dem Leben des Mädchens Dora beschrieben.

Ab April wird EMMA auch Kleinanzeigen haben. Sie kosten: die erste Zeile 10 Mark (30 Buchstaben pro Zeile), jede weitere Zeile 5 Mark (Scheck bitte beilegen). Die Kleinanzeigen stehen allen Frauen und Frauenprojekten offen und sollten möglichst sechs Wochen vor Erscheinen vorliegen. Aus Erfahrung wissen wir, daß außenstehende Frauen oft ganz verzweifelt nach Frauengruppen suchen. Wir haben darum eine Adressenliste aller existierenden Zentren und Gruppen aus der Frauenbewegung zusammengestellt, die wir permanent aktualisieren (Gruppen, bitte laßt uns immer sofort eventuelle Adressenänderungen und Neugründungen wissen!). Gegen Einsendung des Coupons oben rechts in der Ecke und zwei Briefmarken à 50 Pfennig schicken wir die Adressenliste.

Das ist "Emma". Ihre Mutter heißt Franziska Becker (zis), lebt in Heidelberg und ist 27 Jahre alt. Sie hat auch Frau Knöbel gezeichnet. Auch sie veröffentlicht, genau wie Barbara Metzlauff, zum ersten mal.

Eine Bitte noch: Es ist sehr sehr wichtig für EMMA, daß alle Frauen immer wieder an Kiosken und in Zeitschriftenläden nach EMMA fragen! Und nochmal fragen! Und da, wo EMMA nicht zu sehen ist, fragen, warum sie nicht ausliegt. Und Freundinnen, Kolleginnen, Tanten und Töchtern von EMMA erzählen. Und uns schreiben, was Sie an EMMA mögen und was nicht.

Mit lieben Grüßen

die Redaktion



Franziska



Gerade in dieser ersten EMMA wollen wir unsere großen Medien-Brüder nicht vergessen. Solche wie Rudolf Augstein, stolzer Herausgeber des Hamburger Herrenmagazins, der immer ein väterliches Wort für die kleinen Schwestern übrig hat. Wahrhaft getreulich spiegelt der SPIEGEL seit Jahren das wechselnde Verhältnis zwischen bundesrepublikanischen Brüdern und Schwestern. Zeigte das Blatt sich unter der Guide seines sensiblen Herausgebers zunächst noch diesen erfrischend neuen Emanzipationsbestrebungen geneigt, mußte es doch alsbald mahnend den Finger heben. Schon Anfang 75 mißfiel Augstein der »schrille Ton so vieler Feministinnen«. Was sollte er halten »von jenen, die Fürsorge und Mütterlichkeit als spezifisches Gut der Frau reklamieren und beide Eigenschaften im Kampf gegen den Mann über Bord gehen heißen?« Ja, was nur? Und was erst von bis dato würdigen Damen wie Katharina Focke, die sich für den SPIEGEL plötzlich als »Enttäuschung der Saison« entpuppte oder gar Marie Schlei, der das Magazin die Rüge »Politclown« erteilen mußte? Und dann sind die Weiber auch noch dumm. Focke machte »schlampige Gesetzesentwürfe« und Schlei kann noch nicht mal eine Fremdsprache... (daß sie sich damit in Gesellschaft unseres Außenministers befindet, vergaßen die SPIEGEL-Herren zu erwähnen). Nun gibt es böse Stimmen, die meinen, die SPIEGEL-Mannschaft, und allen voran ihr auch mit 53 Jahren noch Klassenbester, tobe hier in Millionenaufgabe ihre ganz privaten Probleme mit dem weiblichen Geschlecht aus (siehe auch »Minz und Maunz« auf Seite 56). Diese Böswilligen zitieren zum Beispiel Passagen aus dem Augstein-Essay über die amerikanische Autorin Firestone. »Warum den Phallus des Mannes, diesen fleischstrotzenden Knüppel der Unterwerfung in sich eindringen lassen, anstatt den Mann zu sanfteren und unterwürfigen Aktionen geschlechtssicher Befriedigung zu zwingen?« fragt da der Herausgeber, philosophierend über die »Auswüchse« der Frauenemanzipation. Er meint es sarkastisch und ist wieder Willen aufschlußreich... Potenzprobleme in einer frauenemanzipations-geschüttelten Mitte des Lebens? Angekratzer Männlichkeitswahn? I wo. Diese Männerpresse meint es gut mit uns. Allen voran unser Rudi. Das wird auch die Reaktion auf diese erste EMMA zeigen. Wollen wir wetten?



Helmut Schmidt und Marie Schlei

Satire

Bevor sie ihn verführte, war sie Tengel-Tangel-Schauspielerin. Als er sie heiratete, durfte sie zur Strafe 25 Jahre keine Politik machen. Sie hielt sich daran. Doch schon vor seinem Tode begann sie ihre »wahnwitzigen Intrigen« (FAZ). Kaum Witwe, trieb sie es so toll, daß sich der BILD-Zeitung die Frage aufdrängte: »Maos Witwe eine Hexe?« (Schlagzeile!). Zu der Zeit wußte die BUNTE, die es in bezug auf Frauen immer besonders bunt treibt, bereits, das Tschiang Tsching der »Vampir von Peking« ist. Soweit die nach chinesischem Sprachgebrauch »imperialistische, kapitalistische, reaktionäre Presse«. Und die andere Presse, die sozialistische? Die nebenstehende Abbildung ist ein Original von einer chinesischen Wandzeitung, und der SPIEGEL berichtete glaubwürdig über China: »Sechs Wochen nach Maos Tod wird seine Witwe Tschiang Tsching überwiegend als Hure dargestellt, in westlicher Kleidung und hochhackigen Schuhen, ihre Handtasche vollgestopft von Geld, mit den Hüften wackelnd.«



Diese Geschichte aus dem fernen China geht uns alle an. Nicht nur wegen der weltweiten Bedeutung der jetzt aufbrechenden politischen Kontroversen, sondern auch, weil sie wieder einmal beweist, daß – quer durch alle Kulturen und Gesellschaftsordnungen – unbewußte Frauen nicht etwa als ernstzunehmende Gegnerinnen, sondern als Weibchen fertig-gemacht werden. Frauen die aktiv sind und nach Macht streben, sind Huren und Hexen. So einfach ist das. Und auch den schlau-sten politischen Kommentaren fällt die Frauen-verachtung, die darin liegt, noch nicht einmal auf...

Vertraute Töne... Hüben wie drüben. Der einzig öffentliche Protest in Europa kam von den italienischen Feministinnen. Sie bezichtigten die Chinesen der »reaktionären und bourgeoisen Frauenverachtung«.



PROPHEZEIUNGEN...

Unter der Rubrik »Leute von gestern« sinnierte die BUNTE über EMMA und ALICE: »Von der großen Emanzipationswelle blieb nur der berühmte Sturm im Wasserglas übrig, und die darin ruhmruht, ist wohl die einzige geblieben, die das nicht wahrhaben will... Es kann Alice Schwarzer passieren, daß (bis auf ganz treue Fans) ihr als einziger Stammleser (für Emma) nur Alice Schwarzer bleibt.« – Da haben die buntsehenden Kollegen wohl die Leserinnen vergessen?

Haben Sie Fragen an unsere Fachleute? Dann schreiben Sie an: TV Hören Sehen -Frau Barbara

Frl. Ingrid K. aus Mosbach: Ich (20) leide sehr darunter, daß ich einen Hängebusen habe. Mein Freund findet meinen Busen, wie er sich auszudrücken pflegt, schön. Gymnastische Übungen, die mir der Frauenarzt empfahl, zeigen keine Wirkung. Bitte geben Sie mir einen Rat, was ich unternehmen muß, um mich meines Busens nicht mehr schämen zu müssen. Ich habe bereits schwere Komplexe und werde immer ängstlicher.

Frau Barbara antwortet: Es gibt nur wenige Frauen, die rundherum mit ihrem Busen zufrieden sind. Mit diesem Hinweis will ich Ihr Problem nicht bagatellisieren, sondern verhindern, daß Sie sich den Stempel der Zweit-rangigkeit aufdrücken lassen. Bitten Sie Ihren Arzt oder die Ärztekammer, Ihnen einen Fachmann für kosmetische Chirurgie zu nennen und besprechen Sie mit ihm, welche Behandlung in Ihrem Fall erfolgreich sein wird.



MÄNNERJUSTIZ



Welch schönes Symbol: DIE Justitia. DIE Gerechtigkeit. Doch sieht die Realität leider ganz anders aus. Justitia ist weder weiblich noch blind. Sie schaut sehr genau hin.

von Alice Schwarzer

Vor Justitia sind nicht alle gleich. Arme zum Beispiel müssen nicht nur früher sterben als Reiche, sie müssen auch länger sitzen. Denn wir haben in der Bundesrepublik eine Klassenjustiz. Das ist bekannt. Weniger bekannt ist, daß wir auch eine Männerjustiz haben. Justitia ist ein Mann! Denn:

Frauen werden für gleiche Taten oft härter verurteilt als Männer!

Frauen haben schlechtere Haftbedingungen als Männer!

Frauen werden seltener begnadigt als Männer!

Hier ein paar Beispiele aus den Analen der niederrheinischen Frauenhaftanstalt Anrath. Da ist Frau H. S. Sie war zur Tatzeit 32 Jahre alt, Hausfrau und Mutter zweier Kinder. Ihr Geliebter erschoss ihren Ehemann. Nach neun Jahren gestand er die Tat. Sie war laut Urteil nicht einmal Mittäterin, wurde aber wegen »Anstiftung« zu lebenslänglich verurteilt. Er, der eigentliche Täter, bekam fünf Jahre und wurde ein Jahr später begnadigt. – Und Frau A. J., zur Tatzeit 32 Jahre alt, Hausfrau und Mutter zweier Kinder. Sie bekam lebenslänglich, weil ihr Freund ihren Mann erwürgt hatte. Laut Gericht mit ihrer »Billigung« (nicht Mittäterschaft!). Der Freund und Täter wurde zu 14 Jahren verurteilt und nach acht Jahren begnadigt. – Oder Frau L. Sch., zur Tatzeit 33 Jahre alt und Hausfrau. Sie vergiftete zusammen mit ihrem Freund den Ehemann. Sie bekam lebenslänglich, er zehn Jahre. Begründung des Gerichts: er sei der Frau »hörig« gewesen. – Bei Frau M. schließlich erschlug der 20jährige Pflegesohn ihren Ehemann mit dem Hammer (er ertrug die Mißhandlungen seiner Pflegemutter durch diesen Mann nicht länger). Das Gericht vermutete in ihr die »Anstifterin« und Komplizin (was sie bestreitet). Der Sohn bekam sechs Jahre und wurde rasch begnadigt. Sie bekam lebenslänglich.

Männerehre

Und das sind nur ein paar Beispiele von vielen möglichen... Aber nur selten sind sie so offensichtlich. Meist sind die Taten von Frauen und Männern so unterschiedlich in Motiven, Umständen und Ausführung, daß sich ein direkter Vergleich nicht so einfach aufdrängt. Denn Frauen werden anders erzogen als Männer, sie haben ein anderes Leben und darum andere Gründe, kriminell zu werden. Auffallendster Unterschied: Beim Verbrechen sind Frauen vor allem Opfer, nicht Handelnde. So ist in der BRD das Risiko einer Frau, von ihrem Mann umgebracht zu werden, zehnmal so groß wie das Risiko eines Mannes, von seiner Frau umgebracht zu werden. Auch vor Gericht ist in einem solchen Fall das Risiko der Frauen größer. Die Mörderin bekommt fast immer lebenslänglich oder zehn, fünfzehn Jahre, der Mörder nicht selten einen Freispruch oder ein paar Jährchen mit Bewährung.

Bei Gattenmord wurden von den weiblichen Tätern doppelt so viele zu lebenslänglich verurteilt wie von den männlichen Tätern! (Das ergab 1975

eine Düsseldorfer Dissertation von Janek Chomiak und Gerd Schumacher.)

Irgendwo tief im Orient, da können Männer ihre Frauen einfach umbringen – so lesen wir mit Schauern. Doch wären wir gewohnt, Gewohntes nicht hinzunehmen, so würden uns auch die kleinen Meldungen aus Berlin-Spandau oder Köln-Nippes alarmieren. Denn in der Bundesrepublik der 70er Jahre herrschen wahrhaft orientalische Sitten. Seine Frau töten ist auch hier für einen Mann unter Männern oft nicht mehr als ein Kavaliersdelikt. Und vor Gericht sind ja Männer fast unter sich. Ungestraft oder milde getadelt können Männer Frauen töten, Hauptsache, es handelt sich um eine »schlechte« Frau: um eine »Schlampe«, die ihn in seiner »Männerehre« gekränkt hat. Beweise dafür? Es gibt kaum Untersuchungen darüber, keine Statistiken und keine Zahlen. Was kein Zufall ist. Ich muß darum einzelne Fälle aufzählen, um die Systematik hinter solchen Urteilen sichtbar zu machen:

● Im November 76 milderte der Bundesgerichtshof das Urteil gegen den 38jährigen Schlosser Klaus Dunger von acht auf dreieinhalb Jahre. Herr Dunger hatte eine Prostituierte, Frau Kunzmann, deren Zuhälter er war, erschlagen. Das Gericht hielt dem Angeklagten zugute, daß Frau Kunzmann ihn »schwer gekränkt«, nämlich »dreckiger Zuhälter« und »Versager im Bett« genannt habe. Klaus Dunger erstach das Opfer, weil er das »Gekleiße und Gezeter nicht mehr hören konnte«. Richter Haller führte in der Begründung für das milde Urteil die scheinbare Rollen-Umkehrung des Paares an: »Während üblicherweise der Zuhälter die Prostituierte beherrscht, war es in diesem Fall umgekehrt«.

● Im Oktober 76 steht in Augsburg Karl Muhr, 22, vor Gericht. Er ist angeklagt, die 52jährige Barbara Hofbauer getötet zu haben. »Er würgte die Frau bis zur Bewußtlosigkeit, dann schlägt er ihr viermal den Wagenheber über den Kopf, schlingt ihr das Abschleppseil um den Hals und schleift sie mit seinem Wagen zu Tode.« Strafmaß: fünf Monate, abgegolten durch die Untersuchungshaft... Begründung: Das Opfer, eine Witwe, habe den Angeklagten nach einem gemeinsam verbrachten Abend verführen wollen. Er aber habe nicht gewollt. »Da hat sie mich einen Schlappschwanz geheißen und mich wüst beschimpft.« Außerdem habe sie ihn wegen seiner Hasenscharte verlacht. Kommentar des Richters: »Das Opfer ist schuldig, nicht der Mörder.«

● Im Mai 76 steht in Berlin der 49jährige X. vor dem Richter. Er hatte seine 50jährige Ehefrau mit Messerstichen schwer verletzt. Das Schwurgericht hielt ihm zugute, daß er betrunken und »durch eine schwere Beleidigung gereizt worden« sei. Es handele sich um die »Entgleisung eines sonst unaggressiven Menschen«. Der Angeklagte wurde zu 18 Monaten mit Bewährung verurteilt.

● Zur gleichen Zeit steht, ebenfalls in Berlin, ein 29jähriger vor Gericht, der seine 34jährige Verlobte, eine Mutter von vier Kindern, durch Stiche in den Rücken mit einem Springmesser getötet hat

RUTH KERCKHOFF.
Sie bekam 15 Jahre.
Mann weil sie ihren
Dosen Gift krank-
gemacht hatte.



CHRISTINE CERNY.
Sie bekam in einem
Indizienprozeß
11 Jahre wegen
angeblichen
Kindsmordes.



MONIKA KAISER.
Sie bekam
lebenslanglich, weil
sie ihren Verlobten
mit dem Beil
erschlagen hat.



VERA BRÜHNE.
Sie bekam
in einem sehr
umstrittenen Indizien-
prozeß lebenslanglich
für einen angeblichen
Doppelmord.



(normalerweise strafverschärfend, da »heimtückisch«). Grund: Sie wollte sich von ihm trennen, was ihn vor allem deshalb erboste, weil er dann aus der ihr gehörenden Wohnung hätte ausziehen müssen. Außerdem »hatte sie ein Verhältnis mit einem Türken« und sei er »durch eine Äußerung von ihr in seiner Mannesehre gekränkt worden« (Tagespiegel). Strafmaß: 18 Monate auf Bewährung.

● In Regensburg wird im März 76 ein Polizeiobermeister, der seine Freundin erschoss, freigesprochen! – In München bekommt der Türke Yilmaz Cosar, der seine Freundin umgebracht hat, weil sie »eine emanzipierte Frau war, die für seine Alleinbesitzansprüche kein Verständnis zeigte« (sein Anwalt), sieben Jahre (Immerhin! ist ja auch »nur« ein Gastarbeiter. Er wird also weniger hart bestraft als eine deutsche Frau, aber härter als ein deutscher Mann. Sexismus wiegt schwerer als Rassismus.) – In Köln erwürgt der Sizilianer Francesco P. seine Ehefrau und wird im Juli 76 zu dreieinhalb Jahren verurteilt. Das Gericht hält ihm seine »gekränkte Ehre« zugute. – In München wird im Juni 75 der Kellner Klaus P., der seine Braut Rosemarie N. erwürgt und ihr die Kehle durchgeschnitten hat, zu zweieinhalb Jahren verurteilt. Das Gericht ist der Meinung, der Angeklagte sei durch ihre Äußerungen wie »Du kannst nicht einmal im Bett was, bist wie ein 60jähriger« zur Tat hingerissen worden. – In Hagen wird im Dezember 75 der 35jährige Friedhelm Burdinski zu zehneinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Er hatte seine Freundin Ingrid Michalowski, die ein Kind von ihm erwartete und deshalb auf Heirat drängte, umgebracht. »Seine Geliebte war eine Frau von großer sexueller Ausstrahlung, die provozierte«, schrieb der Kölner Express. Das Gericht erkannte mildernd auf »Totschlag«, statt auf Mord.

● In Berlin wurde im Februar 74 ein 34jähriger für »Körperverletzung mit Todesfolge« zu acht Jahren verurteilt. Er hatte seine Verlobte bei einem Abend zu dritt umgebracht. Der Tagesspiegel schildert den Tathergang so: »Die Verlobte hatte, bevor sie eintrafen, schon etwas Weinbrand getrunken. Nun wurde gemeinsam weitergefeiert und auch getanzt. Der Mann bevorzugte dabei die Besucherin. Seine deutlichen Annäherungsversuche gipfelten in der Bemerkung, er wolle mit ihr zusammen bleiben

und seine Braut gehen lassen. Diese flehte ihn an, das nicht zu tun. Im Wortwechsel schlug sie ihm leicht ins Gesicht. Er reagierte mit einer Serie brutaler Fauthiebe. Als die Frau mit gebrochenem Oberkiefer am Boden lag, trat er derartig auf sie ein, daß sie außer einer tödlichen anderen Verletzung einen tiefen Leberriß erlitt. Dann schleppte er das Opfer in die Badewanne und betätigte die kalte Dusche.« Kurz darauf starb die Frau. Das Gericht sah die Tötungsabsicht nicht als erwiesen an.

Frauenehre

Das Honka-Urteil schließlich sowie auch das Urteil in der Presse ist einer der Höhepunkte der Männer-Kumpanei quer durch Presse-, Richter- und Angeklagten-Bänke. Denn so wünschenswert es auch ist, daß auch in solchen Fällen nicht Kopf-ab! ertönt, sondern selbst dann noch die Frage nach dem Warum gestellt wird, so schockierend sind solche Urteile. Sie kommen einem Freibrief für Frauenmord gleich!

Unvorstellbar, daß zum Beispiel Spiegel-Mauz über eine Mörderin, die vier Männer zerstückelt und eine Leiche auch noch sexuell verschandelt hat, so berichten würde... Und wer stellt bei Täterinnen die Frage nach der fehlenden Liebe oder dem »Gespräch zwischen den Geschlechtern«? Ein Mann darf diese Ansprüche haben, eine Frau wird, wenn sie sie äußert, lästig – ein Grund mehr, sie zu beseitigen.

Zweifel an der männlichen Potenz oder gar Verweigerung – das kann für Frauen leicht tödlich enden. Die sogenannte »Mannesehre«, die ist das höchste Gut! Nennt sie ihn »Schlappschwanz«, will sie nicht, ist gar eine »Schlampe« und führt nicht ordentlich den Haushalt – ja, dann hat sie eben eine Lektion verdient. Endet die tödlich – Pech für sie.

Schimpft aber er sie »Hure«, so hat er damit nicht etwa die »Frauenehre« verletzt – die gibt's gar nicht – sondern einen Beweis für ihre Minderwertigkeit geliefert (Honka-Urteil: »mehr oder minder verbrauchte, ältere Prostituierte«). Eine Hure darf man(n) schon mal umbringen... Und wenn die ihn auch noch »Zuhälter« genannt hat, wie im Fall Kunzmann, dann ist das – auch wenn's stimmt – ein Grund mehr.

HONKA-OPFER
GERTRUD BREUER.
42 Jahre alt.
Prostituierte.
Sie wurde nach ihrer
Ermordung von
niemandem vermißt.



HONKA-OPFER
ANNA BEUSCHEL.
44 Jahre alt.
Prostituierte.
Sie wurde nach ihrer
Ermordung von
niemandem vermißt.



HONKA-OPFER
FRIEDA ROBLICK.
58 Jahre alt.
Prostituierte.
Sie wurde nach ihrer
Ermordung von
niemandem vermißt.



HONKA-OPFER
RUTH SCHULT.
56 Jahre alt.
Prostituierte.
Sie wurde nach ihrer
Ermordung
von niemandem
vermißt.



Die ganze Gewalt von Männern gegen Frauen ist ja etwas Banales, Alltägliches. Er kann sie jeden Tag schlagen, kann drohen, sie umzubringen, und niemand wird sich darüber empören. Und wenn er

sie dann eines Tages aus »Versehen« totschrägt, ja, dann ist das eben nicht mehr als ein Ausrutscher: er ist ein wenig zu weit gegangen. Richtet sich aber Frauengewalt gegen Männer, so

Am 21. 11. 76 wurde das Urteil gegen Fritz Honka gesprochen. Seine Opfer waren die Ärmsten der Armen. Seine Taten wurden nur durch Zufall entdeckt, denn die von ihm getöteten Frauen, altern-de Prostituierte, waren nach der Ermordung von keinem Menschen vermißt worden.

Die BILD-Zeitung über das Urteil: »Fritz Honka fand milde Richter: 15 Jahre Gefängnis für den Mann, der vier Frauen erwürgt, erdrosselt und verstümmelt hat – und Einweisung in eine Nervenklinik. In der Praxis bedeutet das, daß Honka nach 15 Jahren als »geheilt« entlassen werden könnte. (...) Über das Zersägen, das Abschneiden der Brüste, Nasen- und Zungenspitze sagte der Richter: »Eine totale Eliminierung des Ärgernisses.« Mit »Ärgernis« (ein wörtliches Zitat des Richters, das auch in anderen Zeitungen wiederholt wurde) sind die getöteten Frauen gemeint ...

Noch präziser wird, wie immer, die FAZ: »Bei der Tötung Anna Beuschels, Frieda Roblicks und Ruth Schults, die alle ebenfalls ältere Prostituierte waren, gibt es nach Ansicht des Gerichts eine Reihe von Parallelen. Alle hätten längere Zeit mit Honka zusammengelebt, alle seien schmutzig gewesen, hätten getrunken und seinen Haushalt nicht so geführt, wie er es sich erhofft habe.« – Ach so.

Schon vor dem Urteil war klar, daß der Prozeß in makaberer Weise ein Paradebeispiel für die Komplizität von Männerjustiz und Männerpresse ist, für die ein Frauenmord oft nicht mehr als ein Kavaliärsdelikt ist und die in Sachen Honka vor falschem Verständnis und kumpelhafter Sensibilität nur so waberten. Indem die Presse das skandalöse Urteil unkommentiert und distanzlos referierte, machte sie sich zum Komplizen.

Auch nahmen die Honka-Richter die Argumentation des SPIEGEL-Berichterstatters Mauz zum Teil fast wörtlich in ihre Urteilsbegründung auf. Im Prozeß-Verlauf hatte Mauz dem Angeklagten Honka, der beklagte, die getöteten Frauen seien alle »schlampig und dreckig« gewesen, bescheinigt, er sei ein »Moralist, Sauberkeit und Ordnung sind für ihn hohe Werte«. Doch hatte der edle Mann nur mit miesen Weibern zu tun. Das war sein Pech. Mauz sensibel: »Die niederdrückende Last

seiner Erfahrung mit Frauen hat ihn flachgemacht, was sein Verhältnis zu Frauen angeht. Er sucht die Partnerin, das Gespräch, den Austausch, jene Hilfe, die allein das Gespräch zwischen den Geschlechtern geben kann.«

Von der Urteilsverkündung berichtet der Kölner Stadtanzeiger: »Weiter meinte der Vorsitzende, Honkas Scham- und Ekelgefühl sei noch intakt. Er sehe sich noch immer nach festen Bindungen und habe auch vor Gericht einen geordneten Eindruck gemacht. (...) Ferner wollten die Richter weder auf niedrige Beweggründe noch auf Mordlust oder Lustmord erkennen. In dem Urteil wurde vielmehr auf Honkas bisheriges Leben eingegangen, das in unglücklichen Verhältnissen verlaufen sei (er wurde zweimal von derselben Frau geschieden) und die Wertvorstellungen des Angeklagten angeschlagen habe. Wesentlich in seinem Leben seien schließlich nur noch ein starker Alkoholkonsum und ein auffälliges Sexualverhalten (»der Orgasmus hatte für sein Leben eine zentrale Bedeutung«) gewesen.

Und weiter: »Honka habe dann »deutlich ältere, mehr oder minder verbrauchte Prostituierte« in seine Wohnung aufgenommen und diese Frauen, von denen er Dankbarkeit erwartet habe und die ihn dann nur noch beschimpft hätten, im Verlauf von Auseinandersetzungen getötet.«

Die FAZ ergänzt: »Bevor Honka sie tötete, so das Gericht, gab es jeweils einen heftigen Streit, der durch das Verhalten der Frauen ausgelöst wurde. (...) Die Gesamtumstände sprächen dagegen, daß Honka aus niedrigen Beweggründen gehandelt habe. Er sei auch der Ansicht gewesen, daß es sich schließlich um Prostituierte handelte, die ihm zu Willen sein müßten – zumal er sie bei sich aufgenommen habe.«

Die FAZ weiter: »Dennoch sah das Gericht von einer Sicherheitsverwahrung ab. In einem psychiatrischen Krankenhaus habe Honka am ehesten die Chance, geheilt zu werden und vielleicht doch noch einmal auf freien Fuß zu kommen, meinte der Vorsitzende.«

Dazu der KÖLNER EXPRESS: »Einzige Reaktion in Honkas Stammkneipe: Eine Runde Korn.« Prost.

ist das etwas Unerhörtes! Dann statuiert eine Männergesellschaft rachsüchtig Exempel:

● Im August 75 steht Ruth Kerckhoff, die »Giftmischerin von Köln«, vor Gericht. Wofür? Sie hatte ihrem Mann, einem Apotheker, über Monate kleinere Gift Dosen ins Essen gemengt, die zwar nicht sein Leben gefährdeten, ihn aber krank machten. Ruth Kerckhoff beteuerte bis zuletzt, sie habe ihn nicht töten, sondern nur ein »bißchen krank« machen wollen. Als Apothekenhelferin muß sie die Dosierung genau gekannt haben. Doch bei ihr schlugen sich das 20jährige Ehe-Martyrium mit einem Mann, der sie prügelte und betrog, die Demütigungen durch diesen Mann, dessen kleine Angestellte und Putzfrau sie einst gewesen war, nicht mildernd im Urteil nieder. Herrn Kerckhoff geht es längst wieder bestens, Frau Kerckhoff bekam 15 Jahre!

● Das Wuppertaler Schwurgericht verurteilt 1974 die 28jährige Arbeiterin Monika Kaiser zu lebenslänglich. Sie hatte ihren Verlobten mit 40 Beilieben erschlagen. Grund: In krankhafter Eifersucht hatte sie geglaubt, ihr Verlobter wolle sie sitzen lassen. Der Wuppertaler Generalanzeiger kommentiert: »Immer dann, wenn etwas nicht nach ihrem Willen ging, wurde sie laut oder bedrohte ihre Kontrahenten . . . Vor Gericht gab sich Monika Kaiser jetzt geschraubt, aber gefühlkalt – eine Feststellung, zu der auch das Gericht kam.«

● In Düsseldorf steht 1974 Renate Mocken vor dem Richter. Ihr Verbrechen: mit einem Mann befreundet gewesen zu sein, der seine Frau umgebracht hat. Sie war dabei weder Mittäterin noch Komplizin. Ihr einziges Verschulden: unfeine Bemerkungen des Stils »Entweder geht die kaputt oder ich«. Das Gericht verurteilte sie wegen »Anstiftung« zu 15 Jahren Gefängnis.

● Im gleichen Jahr werden in Itzehoe Marion Ihns und Judy Andersen verurteilt. Sie ließen den Ehemann Marions durch einen gedingten Mörder umbringen. Strafmaß: lebenslänglich für beide. Ihr Leben, ihre Motive und die Umstände wurden bei dieser Höchststrafe nicht berücksichtigt. Judy war bereits mit vier Jahren zum ersten Mal vergewaltigt worden. Marion mit neun. Ihre Mutter, eine Näherin, mußte für sie und ihre vier Geschwister »anschaffen« gehen. Die eheliche Vergewaltigung war für Marion alltäglich (Bild über Herrn Ihns: »... auch seine häufigen Trinkereien werden plötzlich verständlich. Er mußte sich einen Rausch antrinken, um sich mit Gewalt holen zu können, was ihm »von Rechts wegen« zustand.«) Marions Tat aber ist »Bild« aufgrund dieser Vergewaltigungen durch den betrunkenen Ehemann, nicht verständlicher geworden . . . Kaum die Rede von dem leidvollen Frauenleben der Angeklagten, von ihren Demütigungen und Abhängigkeiten, viel dafür von ihrer Liebesbeziehung zueinander, in die sie sich geflüchtet hatten. Und das war es auch, was letztlich den Ausschlag für die Verurteilung gab. Juristisch wie moralisch. (Bild: »Wenn Frauen Frauen lieben, kommt es oft zum Verbrechen.« Und Mauz, der sonst so berechtigt die Frage nach Psyche und Sozialem stellt, argumentierte hier platt

biologisch: d. h., er verstieg sich dazu, von der »konstitutionellen Veranlagung« der Lesbierin Judy Andersen zur Homosexualität zu sprechen!) Vor Gericht standen weniger zwei Mörderinnen und mehr zwei Lesbierinnen, Frauen, die sich des größten Vergehens überhaupt schuldig gemacht hatten: nämlich Bett und Gefühl nicht exklusiv Männern anzudienen. Hier gab eine juristisch faßbare Tat gerade den rechten Vorwand zur moralischen und juristischen Verurteilung.

Hexenprozesse

Wenn Frauen verurteilt werden, werden sie immer auch für ihren Lebenswandel verurteilt. Eines der berühmtesten und traurigsten Beispiele dafür ist der Prozeß gegen Vera Brühne, der ein wahrer »Hexenprozeß« war (Presseztat: »Sie ist ihrem Wesen nach das, was sie einmal in einem Faschingskostüm darstellte – die Frau im Tigerfell. Darunter ist ihre Haut, eine glatte, seidige Frauenhaut, die schon manchen Mann lockte und belohnte. Aber unter diese Haut selbst geht nichts.«) Wenn Frauen verurteilt werden, fallen Begriffe wie »triebhaft«, »sexgierig«, »provozierend«, »gefühllos« und – »respektlos« (vor dem Mann). Und wie auch immer die Angeklagte es wendet, es steht schlecht um sie. Ist sie hilflos, schüchtern und sagt nicht viel, begreift das Gericht überhaupt nichts und sie kriegt gleich die Höchststrafe. Ist sie sicher und gesprächig (wie im Falle Kaiser), irritiert ihr »unweibliches« Selbstbewußtsein das hohe Haus.

Nur eine Möglichkeit gibt es für Frauen, einigermaßen heil davonzukommen: die ewig weibliche. Die Angeklagte hat sichtbar auf dem Pfade der weiblichen Tugend zu wandeln, oder dem, was Richter dafür halten. Tut sie das, kann sie sogar mit ungewöhnlicher Milde rechnen und männlichen Angeklagten gegenüber im Vorteil sein! So entsteht manchmal im Gerichtssaal der Eindruck, Frauen hätten es sogar leichter als Männer. Er



Judy Andersen

trügt. Denn das brave Weibchen spielen – das können Frauen nur, wenn nicht ihre Tat an sich schon ein Vergehen wider die goldene Männerregel vom weiblichen Erdulden war. Ladendiebinen und kleine Betrügerinnen zum Beispiel, die mögen schon mal ein paar Tränchen kullern lassen für den Herrn Richter. Kommen da auch noch die darbenenden Kindlein zuhause ins Spiel, so könnte die Angeklagte Glück haben (muß aber nicht). Dann erlaubt sich die Männerjustiz – so sie ihren guten Tag hat – die noble Geste der Ritterlichkeit: Bei so rührend kleinen weiblichen Tricks kann man ja schon mal ein Auge zudrücken . . . Aber die garstigen Weiber, die kriegen um so mehr eins drauf! – Das ist wie mit dem Türaufhalten und den Frauenlöhnen. Wie sagte noch eine Amerikanerin, gefragt, ob es ihr als emanzipierter Frau denn recht wäre, wenn ein Mann ihr die Türe aufhielte, lächelnd? »Aber selbstverständlich – solange mich das in der Lohntüte nicht 10 000 weniger im Jahr kostet . . .«

Mordrezepte

Die Muster, nach denen hier Männer- und da Frauenurteile ergehen, ähneln sich in einem solchen Ausmaß, daß grösste Verallgemeinerung erlaubt ist. Ich will das Makabre auf die Spitze treiben, um an der folgenden schrecklichen Parabel einiges klarzumachen: Gesetzt den Fall ich würde nach Patentrezepten zum Gattenmord gefragt – ich wäre um Antworten leider nicht verlegen. Allerdings sähe mein Ratschlag sehr unterschiedlich aus, je nach Geschlecht des Fragers. Was würde ich einem *Mann* raten? In der Wirtschaft mit Stammtischbrüder einen über den Durst trinken. Dabei laut und vernehmlich über das hysterische Weibsbild zuhause klagen. Dem Richter klar machen, daß sie beim Nachhausekommen gekeift hat – wie immer. Im Bett lief übrigens schon lange nichts mehr. Sie zierte sich. Auf seine Annäherungsversuche reagierte sie ab-

weisend, ja verletzend. Da sah er plötzlich rot. Er weiß nicht mehr, wie es über ihn kam. Sie hat ihn in seiner Männerehre gekränkt. Er warf sie zu Boden, würgte sie und schlug ihr dann noch wie besinnungslos mit der Bierflasche auf den Kopf. Kein Richterherz, das sich da nicht vor Mitgefühl krampft . . . Denn wo wollten wir hinkommen, wenn auch Richter-Gattinnen so renitent würden? Das Psychologen-Gutachten endlich wird die Herren Geschworenen (und auch manche Dame) endgültig davon überzeugen, daß sich der Angeklagte aufgrund der »dauernden Kränkungen« in einem Ausnahmezustand befand. Auch die beruflichen Belastungen, denen er zu jener Zeit ausgesetzt war, müssen schließlich berücksichtigt werden . . . War die Frau auch noch Alkoholikerin (wobei nach dem *Grund* ihres Trinkens niemand fragt) oder sogar ein paar Jahre älter als er – ja dann kann er seiner maximal drei Jährchen mit Bewährung sicher sein. Denn wer mag da noch übel nehmen? Von »niederen Beweggründen«, »Heimtücke« oder gar »sexuellen Motiven« (alles Kriterien für die strafverschärfende Definition als »Mord« statt »Totschlag«) kann unter solchen Umständen ja nicht die Rede sein. Oder? Und einer *Frau*, was würde ich der raten? Schon schwieriger. Sie darf ihn auf gar keinen Fall gewalttätig umbringen, zum Beispiel mit dem Beil (»unweibliche Brutalität«). Sie darf ihn aber auch nicht gewaltlos töten, zum Beispiel mit E 605 im Kaffee (»weibliche Heimtücke«). Sie muß auch nicht glauben, sie dürfe sich wehren, nur weil er ihre Ehre verletzt, sie »Hure« oder »Schlampe« genannt hat! Auch nicht, weil er sie vergewaltigt oder halb totschießt. Ganz schlecht ist, wenn sie einen lockeren Lebenswandel hatte oder hat oder auch nur so aussieht, als würde sie einen haben können. Sehr negativ könnten sich auch gelegentlich geäußerte gereizte Bemerkungen über die Kinder auswirken. Daraus kann geschlossen werden, die Angeklagte sei eine »schlechte Mutter«, ergo ein Unmensch, ergo aller Untaten fähig. Ganz fatal schließlich wäre ein auffällig gewordenes Interesse für die Emanzipation oder gar Männerfeindlichkeit . . .

Mutterliebe

Bei meiner Lektüre in den letzten Jahren habe ich nur ein soziales, das heißt, den Lebensbedingungen des weiblichen Täters und dem Verhalten des männlichen Opfers Rechnung tragendes Urteil finden können. Und auch hier war das Strafmaß nicht etwa Freispruch oder drei Jahre mit Bewährung, sondern fünf Jahre ohne Bewährung. Da wurde im Oktober 76 Gretel W. in Ludwigsburg verurteilt, weil sie ihren Mann erschlagen hatte. In der Presse stand zu lesen: »Weil ihr Mann selten arbeitete und sämtliches Geld vertrank, mußte die biedere Hausfrau 50 Stunden die Woche fremde Böden putzen. Abends wurde sie von ihrem betrunkenen Mann verprügelt. Oft mußte sie mit den drei Kindern auf den Speicher flüchten und dort ausharren, bis der Haustyrann eingeschlafen war. Er vergewaltigte seine elfjährige Tochter und hatte ein Verhältnis mit seiner Schwägerin.« (Köl-



Marion Ihns



ELISABETH TRUBE-BECKER

ist seit 28 Jahren Gerichtsmedizinerin und seit 18 Jahren Professor an der medizinischen Fakultät Düsseldorf. Ihr Buch »Frauen als Mörder« ist einer der wichtigsten Beiträge zur Frauenkriminalität. Sie hat die Erfahrung gemacht, daß Frauen und Männer vor Gericht mit doppelter Moral behandelt werden und weiß aus der Statistik, daß zu lebenslanglich verurteilte Frauen weniger und später begnadigt werden als Männer. Sie schreibt: »In welchem Ausmaß Frauen schon vor Gericht ungleich harter behandelt werden als Männer, die ähnliche Taten begehen, ist mir in meiner 30jährigen Tätigkeit als Gerichtsmedizinerin und Gutachterin langsam immer klarer geworden. Sehr hoch sind oft die Strafen bei Gattenmord. Auffallend ist auch, daß bei Vernachlässigungen von Kleinkindern mit Todesfolge ausschließlich die Kindsmutter zur Verantwortung gezogen wird, fast nie der Vater. Häufig werden Frauen wegen »Unterhaltentzug« verurteilt. An einem Stichtag im Jahre 1973 saßen in einer Strafanstalt in Nordrhein-Westfalen fast die Hälfte der Frauen deswegen – sollten sie bei einem Verdienst von 500 Mark monatlich 100 bis 200 Mark für ein Kind abführen!«

ner Express). Als er seine Frau dann auch noch mit 6000 Mark Schulden verlassen wollte, um ihre Schwester zu heiraten, geschah es. Die Täterin wird in der Berichterstattung ausdrücklich als »bieder« geschildert, die Schlagzeile des Berichtes lautet »Mutter erschlug Haustyrann mit dem Hammer!« – Nicht eine Frau also erschlug einen Mann, sondern eine Mutter einen Tyrannen. Einer »Mutter« ist es also gerade noch erlaubt, zu handeln, sich glückengleich vor die Kinder zu stellen. Ihre Brut darf eine Frau verteidigen, nicht aber sich selbst. Die gesamte juristische Fachliteratur ist Beweis für einen tief verankerten Sexismus, für die systematische Diskriminierung des weiblichen Geschlechts. Sie ist voll Männerklischees über Frauen. So schreibt zum Beispiel Landgerichtsrat Ameluxen in der Fachpublikation »Kriminalstatistik Hamburg«:

»Die Frau ist im Gegensatz zum Mann fähig, durch bloße seelische Erregung in einer Abenteuersituation lustbetonte Affekte, ja sogar Orgasmus zu erleben.« (Er muß es ja wissen...). Und warnt: »Wenn eine an sich gut veranlagte Frau einmal moralisch verdorben ist, so greift ihre Verwahrlosung tiefer und führt zu schlimmeren Konsequenzen als beim Mann in gleicher Lage, denn nicht nur im guten, auch im bösen läßt sich die Frau mehr vom Instinkt leiten als der Mann.« Ach, der weibliche Instinkt! Und erstmal der weibliche Sexualtrieb: »Der starke sexuelle Hintergrund der Frauenkriminalität zeigt sich sogar beim Diebstahl, der beim Mann ein reines Not- und Nutzdelikt ist... Der beherrschende Einfluß der Schwangerschaft und des Klimakteriums auf die Diebstahlskriminalität ist heute in der Gerichtsmedizin unbestritten.« (Ameluxen)

Sexualtrieb

Bedenken wir, daß 90 Prozent der weiblichen Strafgefangenen aus sozial benachteiligten Schichten kommen, so ist das, was der Herr Landgerichtsrat da als moralisch und juristische Wahrheit verkündet, nicht nur dumm, sondern auch zynisch. Und diese Art juristischen Rasonnierens ist nicht etwa auf norddeutschen Horizont beschränkt. Es ist weltweit. Ein solches Bild der Frau beherrscht fast die gesamte juristische und kriminalistische Fachliteratur – wie sollte es auch anders sein? Der Amerikaner Pollak zum Beispiel argumentiert in seinem Buch »The Criminality of Women« (Frauenkriminalität), Betrugereien und Täuschungsmanöver seien für Frauen nichts Ungewöhnliches, da sie es in der »sexuellen Sphäre« ja gewöhnt seien, alle vier Wochen ihre Menstruation zu verheimlichen...

Fast alle der wenigen Experten, die der straffällig gewordenen Frau überhaupt die Ehre antun, sie für erwähnenswert zu halten, führen ihre besondere Situation nicht etwa auf soziale Gründe zurück, sondern auf biologische Gegebenheiten. Nicht das Leben einer Frau wird zum Verständnis der Tat beleuchtet, sondern die Tage bis zur nächsten Menstruation werden ausgezählt. Selbst die Wenigen, denen die ausschlaggebende Rolle von Lebensbedingungen und Umwelteinflüssen bei

Straftaten generell längst klar ist, werden bei Frauenkriminalität schlagartig von patriarchalischer Kurzsichtigkeit befallen. Da bringen Mütter ihre Babies nicht etwa um, weil sie sie eigentlich nicht haben wollen und schon so überfordert sind, daß sie mit ihrem Leben auch ohne Kind kaum fertig wurden – nein, sie tun es, weil es ihnen an »Mutterinstinkt« mangelt, weil sie »eiskalte Geschöpfe« sind oder gerade in der »prämenstruellen Phase« waren.

Weiberhysterie

Da töten Frauen nicht ihre Männer, weil sie seit Jahren von ihnen geschlagen und gedemütigt werden; weil sie ökonomisch, sozial und seelisch zu abhängig waren, um gehen zu können – nein, sie tun es aus »Leichtfertigkeit« oder »Heimtücke«. Ob Täter oder Opfer – schuldig ist im Zweifelsfall immer die Frau!

Ein Frauenleben verläuft von der Wiege bis zur Bahre anders als ein Männerleben. Frauen haben daher andere Gründe, straffällig zu werden als Männer. Und sie werden es zum Teil auf andere Art. So sind Frauen zum Beispiel keine arrivierten Manager und haben darum kaum Gelegenheit, an der Wirtschaftskriminalität teilzunehmen. Frauen werden zur Passivität und Gewaltlosigkeit erzogen, hungern weniger auf der Straße herum, sitzen selten auf schweren Motorrädern – haben also kaum Gelegenheit, Chef einer Rockerbande zu sein oder Banken zu überfallen. Ein Frauenleben soll sich auch heute noch in den heimischen vier Wänden erfüllen, im Hausfrauen- und Mutterglück. Hier erfüllt sich darum auch Frauen-Unglück: 90 Prozent aller von Frauen ausgeübten Morde passieren zu Hause!

Doch nur jeder zwölfte Mörder ist weiblich. Und nur jeder sechste Straffällige (17,5%) war 1975 eine Frau. Jeder zweite bis dritte leichte Diebstahl (meist Ladendiebstähle) geht auf ein Frauenkonto.

Emanzipation

Spekulationen des Stils »Emanzipation macht Frauen krimineller« sind darum zumindest in der BRD verfrüht, wenn auch nicht ganz abwegig. Aber die, die sie so übereilig anstellen, haben finstere Motive. Sie wollen mit diesen Unkenrufen die Emanzipation an sich diskriminieren. Dennoch: Solche Tendenzen zeichnen sich ab. Und es ist ja auch nur logisch, daß sich mit veränderndem Leben auch das Verhalten der Frau ändert. Nichts spricht für eine angeborene Friedlichkeit oder Gutheit von Frauen (so wenig wie Schwarze von Natur aus tumbe Onkel Toms sind und Juden raffgierige Rothschilds). Viel spricht allerdings für das unter den heutigen Umständen bessere Verhältnis von Frauen zum Leben und ein sozialeres Verhalten (darauf werden wir schließlich auch getrimmt). Aber noch hat sich in der BRD die weibliche Kriminalität so wenig fundamental geändert wie das weibliche Leben.

Am steigenden Frauenanteil an der Gesamtkriminalität sind vor allem die Ladendiebstähle schuld, die von Frauen heute relativ doppelt so häufig

begangen werden wie von Männern (sie kaufen ja auch mindestens doppelt so häufig ein wie Männer). Auch der absolute Frauenanteil an den Verkehrsdelikten steigt, so wie ihre Teilnahme am Verkehr. Der relative Anteil von Frauen bei Morden und Tötungen jedoch hat sich verringert, auch wenn der absolute Anteil sich verdoppelt hat. Es morden heute doppelt so viele Frauen wie vor 15 Jahren. Insgesamt hat sich die Zahl der Morde jedoch verdreifacht. Die Anzahl der Mörderinnen ist also nicht in demselben Maße gestiegen wie die der Mörder.

Allein schon dieser Kalkül zeigt, wie kompliziert das mit den Statistiken ist und wie leicht Zahlen und Prozente für die jeweils passende Argumentation mißbraucht werden können.

Ungnade

Einige der ganz wenigen Untersuchungen von Frauenkriminalität, die nicht in der Blindheit des Vorurteils und Klischees steckenblieben, sind die Arbeiten von Dr. Helga Einsele und Prof. Elisabeth Trube-Becker (siehe auch Kästen). Beide haben eine jahrzehntelange Erfahrung in der Praxis, die eine als Gefängnis-Leiterin in Preungesheim, die andere als Gerichtsmedizinerin und Universitäts-Professorin in Düsseldorf. Daß beide Frauen sind, ist sicherlich kein Zufall. Hier bringen Wissenschaftlerinnen ihre eigene Betroffenheit als Frau und ihre größere Sensibilität für Frauenschicksale ein. Prof. Trube-Becker hat 1971 die Schicksale aller damals 84 lebenslänglich in der Strafanstalt Anrath einsitzenden Frauen untersucht. In ihrem Buch »Frauen als Mörder« kam sie zu erstaunlichen Resultaten:

- Ehefrauen morden mehr als Ledige!
- In neun von zehn Fällen sind die eigenen Männer und Kinder das Opfer!
- Jede siebte Mörderin war schwanger!
- Jede siebte auch war unehelich (BRD Durchschnitt: jede(r) 25.).
- Zwei Drittel waren in einer »Mußehe« verheiratet. (Die meisten hatten keinen gelernten Beruf.)
- Männer morden in Ausnahmesituationen (Arbeitslosigkeit, drohende Scheidung etc.), Frauen aber in »normalen« Situationen. Das heißt, nicht die Ausnahme treibt die Frauen zur Verzweiflung, sondern die Regel, ihr ganz »normales« Leben.

Die Lebensläufe der Frauen, die Trube-Becker skizzierte, sprechen für sich. Das Ausmaß des Elends und der wirtschaftlichen und seelischen Abhängigkeit ist erdrückend. Besonders erschütternd erschien mir die Aussage vieler Frauen, sie fänden es »im Gefängnis besser, als sie gedacht hätten«. – Es ist eben immer alles relativ und im Vergleich zum Ehegefängnis scheint das Staatsgefängnis immer noch erträglich – so unerträglich es eigentlich ist.

Manche der Frauen sitzen seit über 20 Jahren in Anrath, die längste seit 28 Jahren! Dazu muß man wissen, daß die Dauer der Strafe bei lebensläng-

lich absolut willkürlich ist, das heißt, von der Gnade des jeweiligen Ministerpräsidenten eines Bundeslandes abhängt. Und die Anrather Frauen haben das Pech, einen ungnädigen Ministerpräsidenten zu haben. Während in Hamburg zum Beispiel alle Lebenslänglichen (Frauen wie Männer) automatisch nach 15 Jahren begnadigt werden, sitzen sie in Nordrhein-Westfalen am längsten. Ministerpräsident Kühn, Sozialdemokrat und einst Nazi-Emigrant, macht von seinem Recht, Gnadengesuche ohne Begründung abzulehnen, ausgiebigst Gebrauch.

Zum Beispiel bei Erna Meyer. Sie vegetiert seit 15 Jahren in einer Anrather Zelle dahin. Ihr Vergehen: Ihr Baby ist erstickt. Im Indizienprozeß wurde behauptet, es sei kein Unfall (wie sie bis heute beteuert), sondern Mord gewesen. Nichts im Leben von Frau Meyer sprach für eine solche Verzweiflungstat: untadlige Mutter dreier Kinder (die mit ihrem Baby sogar bei Schnupfen zum Arzt rannte), sorgfältige Hausfrau, gute Ehe. Nur eines irritierte die Richter: Frau Meyer hatte den vernehmenden Polizisten erzählt, sie wolle jetzt keine Kinder mehr – dreie, das reiche. Daraus schloß das Gericht messerscharf, sie sei eines solchen Verbrechens durchaus fähig. Die Indizien werden heute von Experten wie Prof. Trube-Becker für äußerst fragwürdig gehalten. Ja, sie ist sogar sicher, daß der damalige medizinische Befund des toten Kindes nicht für Mord, sondern für einen Unfall spricht!

Ich habe Frau Meyer im Gefängnis besucht und war überrascht, wie gut die heute 40jährige Frau trotz allem überlebt hat. Sie scheint noch voller Wärme und Energie. Nur, wie lange noch? Eine Gefahr für die Gesellschaft war sie noch nie, vielleicht noch nicht einmal eine »Schuldige« – eine Begnadigung könnte Frau Meyer noch einmal eine Chance geben, könnte Korrelator für eine so blindwütige »Rechts«sprechung sein. Nichts. Gerade wurde das dritte Gesuch abgelehnt. Wissen NRW-Justizminister Posser, der die Gesuche weiterzuleiten hat, und Ministerpräsident Kühn, der zu entscheiden hat, in solchen Fällen eigentlich um ihre Verantwortung?

Strafvollzug

In welchem Ausmaß auch der Strafvollzug Frauen vernachlässigt und benachteiligt, zeigen die Ausführungen von Helga Einsele (Kasten). Es fängt schon damit an, daß der Frauenstrafvollzug, der quantitativ eine geringere Rolle spielt, als der Männerstrafvollzug, einfach gar nicht ernst genommen wird. Das heißt: die »Erkenntnisse« des Männerstrafvollzugs werden platt auf den Frauenstrafvollzug übertragen (strenge Sicherheitsmaßnahmen), mit der Einschränkung, daß bei Frauen nicht dieselben Reformbestrebungen wie bei Männern zum Tragen kommen (zum Beispiel bei der Berufsausbildung im Gefängnis). Und der apriori besonderen Benachteiligung von Frauen, die oft auch Ursache ihrer Kriminalität ist (geringeres Selbstbewußtsein, stärkere psychische Verletzbarkeit, noch schlechtere Berufsausbildung), wird schon gar nicht Rechnung getragen. Hat ein



HELGA EINSELE war 28 Jahre lang Leiterin der Frauenvollzugsanstalt Frankfurt-Preungesheim. Sie ist bekannt geworden durch ihren couragierten Einsatz für Reformen: für einen menschlicheren und speziell auch frauenfreundlicheren Strafvollzug (u. a. erreichte sie gegen viel Widerstand zumindest den Versuch eines Angebotes von Berufsausbildungen). Sie hat zu den spezifischen Problemen des Frauenstrafvollzugs die wohl wichtigsten Texte in der BRD geschrieben. Helga Einsele kritisiert dabei vor allem, daß vom Männerstrafvollzug einfach auf den Frauenstrafvollzug geschlossen wird, obwohl die materiellen Bedingungen von Frauen wie auch ihre psychische Situation oft sehr anders aussehen. Statt die Frauen auf ein Leben in einer eher frauenfeindlichen Welt vorzubereiten, wird ihnen bestenfalls eine »heile Heimwelt« vorgegaukelt. Helga Einsele ist heute überzeugt, daß den Frauen, »die ja fast immer an Ihrer typischen Frauenrolle gescheitert sind, nur konkrete Stützen zur späteren Selbstbehauptung und Eigenständigkeit« helfen würden. Auch plädiert sie für den Einsatz »fachlich ausgebildeter und selbst emancipierter Mitarbeiterinnen im Gefängnis«.

Mann wenigstens in Ausnahmefällen die Chance, wieder Fuß zu fassen (durch eine Berufsausbildung zum Beispiel), so werden Frauen im Gefängnis vollends aus der Bahn geschleudert. Auch die Umwelt – Familie, Nachbarn, Freunde – distanzieren sich von kriminellen Frauen stärker als von kriminellen Männern. Was bei einem Mann noch Übermut, Kavaliersdelikt oder über die Stränge schlagende Männlichkeit sein kann (»toller Hecht«), gehört sich für eine Frau einfach nicht. So ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß sich die Mehrheit aller Ehemänner von verurteilten Frauen flugs scheiden läßt, während die Mehrheit der Ehefrauen auch zu dem Mann hinter Gittern hält.

Mordparagraph

Mit der juristischen Verurteilung geht gerade bei Frauen die moralische Hand in Hand. Der sogenannte Mordparagraph, § 211, erleichtert die Willkür der männlichen Sicht. Sein Text kann nach Belieben interpretiert werden, denn es heißt: »Mörder ist, wer aus Mordlust, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, aus Habgier oder sonst niedrigen Beweggründen einen Menschen tötet.« – Es geht also nach Nase . . . Und daß die überwiegend männlichen Richter es nur allzu bereitwillig »heimtückisch« finden, wenn eine Frau aggressiv gegen Mann oder Kind wird, versteht sich. Auch die überwiegend männlichen Verteidiger sind in ihrem Verständnis natürlich weit von der Welt ihrer Mandantinnen entfernt. Und nicht selten kommt es sogar vor, daß sie gegen das Interesse ihrer Mandantinnen handeln (so im Falle Ihns/Andersen, wo die Verteidigung äußerst mangelhaft war und auch im Falle Kerckhoff).

Zur männlichen Interpretation der Straftat kommt ihre tatsächlich oft unterschiedliche Ausführung bei weiblichen Tätern. Es ist heute eine Realität, daß die meisten Frauen durch Erziehung und mangelnde Übung schwächer sind und ängstlicher bei körperlicher Gewalt. Sie riskieren also seltener als Männer einen frontalen Zusammenstoß, denn sie können sich das weder körperlich noch moralisch erlauben. Schlagende Männer sind üblich – und eines Tages ist einer der Schläge eben tödlich –, schlagende Frauen wären bestenfalls ein schlechter Witz, und wenn sie Pech haben, landen sie in der Psychiatrie. Frauen sind darum häufig gezwungen, einen Mord »listiger« zu planen als ein Mann – und schon kann rein juristisch vom »Totschlag im Affekt« nicht mehr die Rede sein. Die Tat kann so leichter als Mord interpretiert werden und für »Mord« sieht das deutsche Gesetz zwingend lebenslänglich vor.

Der Mordparagraph ist generell ein fragwürdiges und umstrittenes Gesetz. Doch für Frauen wirkt er sich noch tragischer aus als für Männer, denn er ist in den Händen einer Männerjustiz. Und in den Augen dieser Männerjustiz haben Frauen nicht aus der Rolle zu fallen.

Da beging neulich ein Vater in Mühldorf mit seinen vier Kindern Selbstmord. Vor Gericht zitiert wurde die Mutter, Irmgard Blienhuber. (*Express*-Titel: »4 Kinder starben, weil Mutter nicht

treu sein konnte.«) Eine Umkehrung dieses Falles ist undenkbar. Wer käme bei einer verzweifelter Mutter, deren Mann fremdgeht; oder bei einem vernachlässigten Kind schon auf den Gedanken, den Vater für mitverantwortlich (oder gar alleinverantwortlich!) zu halten?! Auch bei der Tötung Neugeborener durch die Mutter fragt niemand nach dem Verbleib der »Erzeuger« (die sind meist längst über alle Berge).

Vaterinstinkt

Ob ein Vater ein Kind zu Tode mißhandelt oder eine Mutter das tut, das ist in einer Gesellschaft, die so gern vom »Mutterinstinkt« redet und den Begriff »Vaterinstinkt« noch nicht einmal in ihrem Vokabular hat, nicht das gleiche.

Ein paar Beispiele: In Berlin stirbt im Juli 76 ein entwicklungsgestörtes, achtjähriges Kind an den Folgen väterlicher Fußtritte mit einem Holzschuh. Strafe für den Vater: 1500 DM. – Ebenfalls in Berlin stirbt ein vier Wochen altes Baby an einer Erkältung, die zu spät behandelt wurde. Der jungen Mutter wird vorgeworfen, sie habe das Kind extra in einem ungeheizten Zimmer stehenlassen (der Vater ist zu dieser Zeit im Gefängnis). Die junge Frau, die ihre gesamte Kindheit in Heimen verbracht hat, hatte kurz zuvor einen Selbstmordversuch gemacht. Strafmaß: Zehn Jahre Gefängnis. – In München vergiftet ein Vater am Heiligabend seinen Sohn und ersticht ihn außerdem mit einem Stilett. Strafe: dreieinhalb Jahre (ihm wurde seine Verzweiflung und die Tatsache, daß er einen Selbstmordversuch gemacht hatte, zugute gehalten). – Ebenfalls in München steht die Hausfrau Christine Cerny vor Gericht. In einem sogar von der Berichterstattung für fragwürdig gehaltenen Indizienprozeß wird sie zu elf Jahren Gefängnis verurteilt. Ihr angebliches Vergehen: Sie soll eines ihrer drei Kinder umgebracht haben (ein Pflegekind, das sie zusätzlich aufgenommen hatte). Frau Cerny blieb bis zuletzt dabei, es sei ein Unfall gewesen, das Kind sei ihr auf den Boden gefallen. Nichts an ihren Lebensumständen sprach für ein solches Verbrechen. Die Indizien schienen auch Experten nicht zwingend. Argumentation des Schwurgerichts: »Die Angeklagte zeigte auch in der Hauptverhandlung eine ungewöhnliche Gefühlskälte.«

Wer würde in einem solchen Zusammenhang schon von der »Gefühlskälte« oder der »mangelnden Fürsorge« eines Vaters sprechen? Das ist Frauensache. (Die »Frau eines Bankdirektors« aber, die bekommt dann auch für Kindesmißhandlung – so wie es neulich passiert ist – nur eine kleine Geldstrafe.)

Aber es tut sich etwas. »Die Frauen wehren sich mehr als früher«, stellt Gerichtsmedizinerin Trube-Becker fest. »Sie lassen sich weniger prügeln von ihren Männern. Früher war es üblich, daß zusammengezuckt wurde, die ganze Familie in eine Ecke flüchtete und wartete, bis Vaters Zorn vorbei war. Neuerdings wehren sie sich. Und nicht nur deutsche Frauen, sogar Gastarbeiterinnen, sogar Türkinnen und Italienerinnen schlagen zurück.«

Mode



Mit 15 habe ich mich geweigert, sonntags flach statt mit modischen Prinzeßabsätzen durch die Stadt zu gehen. Mit 17 waren es die Pfennigabsätze, vorne spitz wie ein Dolch. Heute, mit 35, habe ich zwei verkrüppelte kleine Zehen. Aber ganz vernünftig bin ich immer noch nicht geworden. Meine neuen Winterstiefel mußten erst wochenlang eingelaufen werden, bis sie bequem saßen (und waren so eng, daß ich sie nicht alleine ausziehen konnte...). In die Situation, weglaufen zu müssen, bin ich mit den Dingen zum Glück bisher noch nie gekommen: ich würde garantiert den kürzeren ziehen!

Und da habe ich immer über die schrecklichen Geschichten von den einst verkrüppelten Füßen der Chinesinnen gestaunt – erst jetzt wird mir klar, daß es uns Europäerinnen des 20. Jahrhunderts ganz ähnlich geht. Unser Schuhwerk hat genau die gegenteilige Wirkung seiner eigentlichen Funktion: wir können nicht besser damit gehen, sondern schlechter; wir schützen unsere Füße damit nicht, sondern wir schaden ihnen. Das Resultat beschreiben Mediziner so: feuerrote Ballen, Krallenzechen, Hühneraugen, Durchblutungsstörungen und Krampfadern. Aber warum machen wir Frauen das alles mit? Wer redet uns ein,

sowas sei schön? Rollen wir es von hinten auf: Wem nutzt es? Denen, die so absurdes Schuhwerk nicht tragen – den Männern. Früher wurden in manchen Kulturen Sklaven die Füße gebrochen, damit sie nicht weglaufen konnten – heute werden die Frauen diskret verkrüppelt.

Wir Frauen sind Wesen, die im wahrsten Sinne des Wortes noch nicht einmal auf ihren eigenen zwei Beinen sicher durchs Leben gehen können. Wir gehen wie auf Eiern, fürchten jeden Gullydeckel und jeden Trottoirtritt, bei dem uns der Absatz stecken bleiben, die Plateausohle unseren Knöchel knicken könnte.

Wir können ebenso wenig hinter einer Straßenbahn her – wie vor einem Vergewaltiger weglaufen!

Warum aber tragen wir Frauen diese dämlichen Dinger noch immer? Weil ich nur 1,65 Meter groß bin, sagt meine Freundin Angelika, und mit hohen Schuhen bin ich größer. Dann gibt es sogar manchmal Männer, auf die ich runtergucken kann und nicht nur immer solche, die auf mich runtergucken. Auch ein Argument. Aber kein ausreichendes für Krampfadern und Krallenzechen.

Warum also tragen wir die Dinger noch immer? Weil wir uns haben einreden lassen, nur damit wären wir schick, nur damit wären wir

»sexy«. Ich selbst glaube da auch noch ein bißchen dran. Sexy wie Marilyn, die erst durch die hohen Hacken den berühmten Hüftschwung bekam – für den sie teuer bezahlt hat.

Bleibt nur zu hoffen, daß wir bald eigene Vorstellungen von weiblicher Schönheit bekommen. Von einer Schönheit, die nicht krampfhaft mit dem Becken wackeln muß, und die auf Krallenzechen verzichten kann. Eine, die nicht von uns verlangt, daß wir unseren Körper und unseren Geist verstümmeln. Eine, bei der wir Schuhe zum Laufen statt zum Humpeln tragen dürfen.

Simone de Beauvoir hat mal gesagt, flache vernünftige Schuhe seien für sie der erste Schritt zur Emanzipation (und hat das auch ein Leben lang befolgt). Vor ein paar Jahren schien mir das noch leicht übertrieben. Heute fange ich an, sie zu begreifen.

Amerikaner waren es, die im Stadium fortgeschrittener Frauemanzipation den wohl spöttisch gemeinten Reim erfunden: The girl with the low / and sensible heel / is likely to pay for her / bed and meal ... Was soviel heißt wie: Das Mädchen mit dem flachen und bequemen Absatz wird sein Bett und sein Essen wahrscheinlich selbst bezahlen. – Stimmt!

SOPHIE AUST

unsere älteste Leserin

Elisabeth Lorenzer, 84 Jahre alt: »Gedacht haben wir das früher auch, aber nie gesagt. Ihr Jungen drückt das aus.«



Fotos: Gabi Jacobi

Ich hab doch nur ein schlichtes, dummes Frauenleben. Sie vergeuden mit mir ihre Zeit.« Elisabeth Lorenzer*, die das sagt, ist 84 Jahre alt und – EMMAs älteste Abonnentin. Auf der Fahrt zu ihr rechne ich nach. Geboren ist sie im vorigen Jahrhundert, als die Frauen das Wahlrecht kriegten, war sie 26. Als der Faschismus kam 41. Wir – die Fotografin und ich – könnten ihre Enkelinnen sein. Wir kommen zu ihr am frühen Nachmittag. Sie lebt in einem Appartement am Rand einer kleinen Stadt, allein. In ihrem Wohnzimmer – viele Bücher. Auch Irmtraud Morgners »Trobadora Beatriz«. Ihr Kommentar: »Ist ja fabelhaft, ein unglaubliches Buch.« Daneben – auf englisch – Zeitschriften aus China. »Seit Mao tot ist, kommen sie nicht mehr regelmäßig.« Wir staunen. Sie spricht energisch, hält sich sehr grad, gestikuliert, hinter jedem Satz steht sie mit ihrer ganzen Person. »Oh, die Männer müssen noch viel lernen.« Dabei ballt sie die Faust. Und lacht. Auf EMMA kam sie durch den Frauenkalender. Und wie kam sie auf den? »Durchs Radio. Als ich den ersten Kalender in der Hand hatte, dachte ich: Hier ist, weiß Gott, alles drin. Ich hab

mit den Ohren geschlackert. Gedacht haben wir das früher auch, aber nie gesagt. Ihr Jungen drückt das aus. Ich bin hungrig auf alles, was Fortschritt bringt. Ich interessiere mich seit 1908 für diese Dinge.« Ihre Energie macht uns erstmal sprachlos.

Ich frage nach ihrem Leben. »Mein Vater war Offizier. Meine Mutter kam aus einer Familie mit einer alten Kultur. Sie sagte immer, meine Töchter müssen was lernen. Mein Vater starb früh und da hieß es dann durchkommen. Wir konnten zu meiner Jugend Krankenschwester, Lehrerin, Kindergärtnerin werden oder als alte Tante irgendwo billig arbeiten. Die Universität war für Frauen noch verboten.«

Elisabeth ging auf ein Oberlyzeum. Dann wurde sie Lehrerin in Hessen, wo der Großherzog als einziger in Deutschland die Koedukation erlaubte. »Schon damals wußte ich von der Frauenbewegung. Und dann war ich natürlich in der Wandervogelbewegung. Leiterin für Mädchenwandern in Hessen. Auch das war nicht selbstverständlich. Der »Deutsche Bund« war außer sich, als die ersten Mädchengruppen entstanden.«

1917 heiratet Elisabeth. Bald

darauf hört sie auf, als Lehrerin zu arbeiten. »Und dann habe ich bei meines Mannes Doktorarbeit helfen dürfen. Denn mein Mann war eigentlich Musiker. Er mußte aber Medizin studieren. Da hat sein Professor zu mir gesagt: »Seien Sie so freundlich und machen Sie die bakteriologische Arbeit. Er macht sie nie.« Und das habe ich dann gemacht. Während ich in anderen Umständen war. Krieg war auch noch. Na ja, mein Mann kriegte dann den Dokortitel dafür.«

Ich sage: »Ist ja nicht zu fassen. Ich weiß, daß Frauen für ihre Männer tippen, daß sie sie manchmal auch ernähren, aber das mit der Doktorarbeit ist mir neu.«

»Na, da hätten sie mal mit dem Professor reden müssen. Der meinte, das mit der Bakteriologie können sowieso nur Frauen, weil sie sorgsamer sind. Wir müssen uns ja eh um alles kümmern.«

»Mein Mann wurde von der Musik aufgefressen. Geld begriff er überhaupt nicht. Wenn wir keins mehr hatten, unterrichtete ich wieder. Ich war immer die Dumme, die alles gemacht hat. Ich dachte, auf die Dauer kann ich das nicht. Ich kann nicht das Geld verdienen, die Doktorarbeit machen und

* Der Name wurde von der Redaktion geändert.



Elisabeth Lorenzer, ein Jahr alt. »Mein Vater war Offizier, meine Mutter sagte immer: Meine Töchter müssen was lernen!«

dann hab ich mit ihm auch noch den Kapellmeister erarbeitet ... Und dann wurde es mir zuviel: Ich sagte mir, er hat jetzt den Kapellmeister, er wird schon durchkommen. Und dann hab ich mich scheiden lassen.« *

Sie klagte nicht, aber zornig ist sie noch heute. »Der Scheidungsprozeß dauerte zwei Jahre. Das Urteil war 23 Schreibmaschinenseiten lang. Ein Schundroman.« Im Urteil war auch festgelegt, daß sie nicht weiter in der progressiven Schule arbeiten durfte. Warum? »Weil der Herr Gemahl nicht wollte, daß sein Kind dort erzogen wurde. Wäre ich dorthin gegangen, hätte man mir meine Tochter genommen. Also hab ich Heimarbeit gemacht. Gehäkelt, gestrickt, gestickt und sonst noch was. Ich kam so auf einen Stundenlohn von ungefähr 15 Pfennig. Ich hatte ja allein für mein Kind zu sorgen. Vom Vater kriegte ich zehn Mark monatlich. Laut Gericht: Unter persönlichen Opfern.«

Sie macht uns schnell Tee, dazu gibt's eine dicke Torte: »Ganz gesund kann ich ja nicht leben, dann sterbe ich ja nie.«

Ich frage weiter. Wie war das eigentlich, als die Frauen 1918 das Wahlrecht kriegten? »Das war ein Aufstand. Sie können

sich gar nicht vorstellen, wie man uns daraufhin überall behandelt hat. Was wollt Ihr denn, was könnt Ihr denn?«

Und als die Nazis kamen? Sie zögert etwas. »In der Nazizeit, da dachte jeder nur, hoffentlich kommst du durch. Meine Tochter mußte im BDM sein. Ich war ja Beamtin. Wenn zum Beispiel die Lehrerversammlungen waren, du große Güte, da hab ich ein Abführmittel genommen, damit ich wirklich auf dem Klo saß und meiner Tochter nichts vorlügen mußte. Wie furchtbar das war, mit Frauen als Gebärmaschinen und blonden Frauen und so was, das haben wir nicht gewußt. Jeder von uns war ja beschäftigt mit seinem kleinen Krämchen ... Ja, hätten wir alle geschrien.«

Und im Krieg? »Da haben die Frauen alles gemacht. Ich war in Frankfurt, der ganze Hauptbahnhof wurde von Frauen geleitet. Als der Krieg vorbei war, wurden wir wieder rausgesetzt.«

Und immer wieder sagt sie: »Vergessen Sie nicht, wie sich schon alles geändert hat.« und: »Na ja, heute haben wir ja die Partnerschaft. Mal sehen, was das wird.«

Ich bin bei diesem Gespräch aus dem Staunen nicht rausgekom-

men. Für sie ist selbstverständlich, was heute unter uns Frauen als ganz neu und fortschrittlich diskutiert wird. »Es ist doch eine Schande, warum sind denn alle Krankenhäuser unter Ärzten. Ich kann als Frau doch nur zu einer Ärztin gehen. Eine Frau kennt meinen Körper, ein Mann nicht. Was ein Arzt mir verordnet, das sagt er nur aus der Theorie, nicht aus der eigenen Erfahrung.« Gleichzeitig betont sie: »Ich bin nicht der Meinung, daß man die Männer alle totschlagen muß. Sie müssen nur auf das ihnen gebührende Maß zurückgeschnitten werden. Sie haben allein einen Staat aufgebaut und der taugt nichts. Es kommt doch immer nur das Männliche raus, es ist zum Verücktwerden. Daß nun drei Frauen in die Regierung kommen, mich freuts. Aber es sind zu wenige.«

Fünf Stunden waren wir – die Fotografin und ich – bei Elisabeth Lorenzer. Zum Abschied kriegten wir Weihnachtssterne und Proviant für unsere Fahrt. »Ich könnte ja Ihre Großmutter sein.« Stimmt. Aber sie mußte mich dran erinnern, damit ich's noch merke.

ANGELIKA WITTLICH

* Ein Beispiel: Dieser gute Mann ließ sich eine Bratsche bauen und behauptete, die Bratsche hätten ihm seine Freunde geschenkt. Und dann hab ich den L. gefragt, sag mal, wer von Euch hat denn so viel Geld, daß Ihr die Bratsche bezahlen könnt. Da hat L. gesagt: Willst du die Wahrheit wissen? Er hat sie sich bauen lassen, und die ist nicht bezahlt. Und dreihundert Mark waren damals eine Summe. Ich brauchte noch Windeln, Milch, brauchte Kleider für ein Kind. Und keine Bratsche. Ich konnte nicht mehr. Ich hätte es nicht fertiggebracht. Geld zu verdienen, das Kind zu haben und dann noch in höheren Sphären zu schweben.



Mein Beruf

Erika Schilling ist 1921 geboren. Sie hat nähen gelernt und Klavier spielen, aber keinen Beruf. Sie war kurz verheiratet, ist lange geschieden und hat eine heute erwachsene Tochter. Nach dem Krieg hat sie sich erst mit Jobs durchs Leben geschlagen; dann angefangen, fest zu arbeiten: als Kassiererin, Verkäuferin, Filialleiterin, Propagandistin. Als Propagandistin – das sind die Frauen, die in wechselnden Läden ein bestimmtes Produkt anbieten – verdiente sie mehr. Aber es war auch anstrengender. Nach achtjähriger Tätigkeit bei ein und derselben Firma fiel sie einer Fusionierung und Strukturänderungen zum Opfer: Werbung durch Propagandistinnen wurde abgeschafft. Seither ist sie arbeitslos. Nach einem Jahr Arbeitslosigkeit wurde sie mit großem Erfolg, das heißt guten Noten, auf »Bürokräft« umgeschult – mit dem Resultat, daß Arbeitsämter und Arbeitgeber, bei denen sie sich vorstellt, ihr ins Gesicht lachen: zu alt. Sie ist immer noch arbeitslos. Und verzweifelt. Seit einem Jahr macht sie im Wuppertaler Frauenzentrum mit.

Die Türe zum Personaleingang vom Wuppertaler Kaufhof steht weit auf. Ein großer Teil der Verkäuferinnen kommt vom Ölberg. So genannt, weil dieser Arbeiterbezirk um 1920 nicht gleichzeitig mit den anderen Stadtbezirken Gas bekam, sondern die Menschen erst mal weiter die Ölfunzeln benutzen mußten.

Im Haus ist es gleichgültig, ob es regnet, oder die Sonne scheint. Stets herrscht die gleiche Temperatur, das gleiche künstliche Licht. Kichernd, dumm und blind wie neugeborene Katzen, rennen die jungen Mädchen vorbei. Erzählen vom Freund, von der großen Ausnahme, die sie ergattert haben. Der wird sie heiraten, auf Händen tragen sein Leben lang, und sie muß dann nie mehr arbeiten.

Die älteren Frauen gehen die Treppen schon langsamer hoch. Sie haben bereits die ersten Stunden Hausarbeit hinter sich: Einem unausgeschlafenen Ehemann das Frühstück gemacht, die Schuhe aller Familienangehörigen geputzt, Betten abgelegt, die kleineren Kinder für die Schule, die größeren für die Arbeit mit Broten versorgt. Das Badezimmer sauber gemacht, Kartoffeln geschält, Gemüse vorbereitet. Der Ehemann sucht schimpfend ein sauberes Hemd, schließlich ist er eilig, Sauwirtschaft hier.

Dann selbst zur Arbeit, sich verschlingen lassen vom Moloch Warenhaus. Ein neuer Tag, neuer Ärger.

Schnell die Uhr gedrückt, einen sauberen Kittel geholt. »Hallo, Grete«, »Morgen Anne«, – »Wie ises?« – »Gut«.

Jede glaubt, nur sie habe die Niete im Leben gezogen, niemals wird sie zugeben, wie es in Wahrheit ist. Will man ihr glauben, so geht es ihr immer gut, sie hat einen aufmerksamen Ehemann, der ihr die Hausarbeit förmlich aus den Händen reißt. Und bald ist die Kur fällig, auf die sie sich freut. Und sie hat sie auch nötig. Denn ihre Arbeitskraft wird vom Unternehmer Jahr für Jahr mehr beansprucht – dank maximaler Ausnutzung der Verkaufsflächen-Quadratmeter und gleichzeitiger Ratio-



Ich bin Verkäuferin

nalisation des Personals. Was bedeutet: wo früher drei Verkäuferinnen tätig waren, ist es heute eine. Was bedeutet: dreifache Arbeit.

Wären alle, die hier beschäftigt sind, sich einig, würden sie gemeinsam ihre gleichen Interessen durchsetzen und mehr Geld und bessere Arbeitsbedingungen verlangen können –, um wieviel besser könnte alles sein. Aber sie sind nicht gleich, oh nein! Denn je geringer, das Selbstwertgefühl, um so größer die Hackordnung. Ganz unten die Frauen der Gastarbeiter, sie werden für den Abwasch in der Küche gebraucht, fürs Putzen der Klos. Eine Stufe höher, die Verkäuferinnen der Lebensmittelabteilung. Wobei auch hier noch zu unterscheiden ist zwischen gelernten und ungelernten, zwischen Hähnchen-Grill-Bedienung und Kassiererin, zwischen Erstverkäuferin und Substitut, bzw. Abteilungsleiter. (Aber da bin ich schon bei den Männern). Abteilungsleiterinnen gibt es nur bei Miederwaren, Damenoberbekleidung, eventuell noch Spielwaren, alles andere ist Männerdomäne. Den nächsten Rang nehmen die Verkäuferinnen der anderen Abteilungen ein, ausgenommen der Damenoberbekleidung, die besonders privilegiert sind: sie brauchen keine Kittel zu tragen. In der Kantine sitzen sie selbstverständlich voneinander getrennt.

In etwas reinerer Luft, in den oberen Etagen, treffen wir die Damen der Vorzimmer. Die lei-

tenden Personen, zuständig für den Einkauf, bzw. Verkauf, sowie fürs Personal sind selbstverständlich Männer, wie könnte es auch anders sein. Der Betriebsrat ist nicht sonderlich erwähnenswert, er macht sich kaum bemerkbar.

Ich sitze in der Kantine mit den Verkäuferinnen der Lebensmittelabteilung an einem Tisch. Ich selbst arbeite hier nur vorübergehend: als Propagandistin, die von früh bis spät eine Ware zum Kauf anbietet. Nach ein paar Wochen komme ich dann ins nächste Kaufhaus. Wir hatten morgens 20 Minuten Pause und haben jetzt 40 Minuten. Erst zwei Treppen hoch, dann anstellen zum Essenempfang. Kaffee, ab zur Kasse, nur nicht drängeln, jede kommt dran. Hastig wird gegessen, es muß noch zur Zigarette reichen.

Die Krampfader machen auch wieder zu schaffen, schnell eine Tablette gegen Magenschmerzen, vielleicht sind es schon Magengeschwüre?

Schnell aufs Klo, eine Zigarette rauchen. Eine Kundin beschwert sich, die Verkäuferin hat sie nicht rasch genug bedient. Noch ein paar Stunden, hetzten zwischen Lager und Laden. Es gongt, 18.30, die Sachen gepackt, hoch in die Garderobe, die Karte gedrückt, morgens gemachte Einkäufe müssen noch abgeholt werden. Ein Schild, »Bitte unaufgefordert die Taschen vorzeigen«. Gar nicht so abwegig, zu glauben, daß geklaut wird, bei dem Gehalt. (Eine Verkäuferin verdient durchschnittlich nicht mehr als brutto 1000,- DM, ein Kaufhaus-Direktor bis zu 50 000,- DM!)

Schnell nach Hause, Abendessen machen. Die Treppe muß noch geputzt werden. Der Mann will ne Flasche Bier ans Fernsehen. »Wo ist denn der Aschenbecher, Verdammt noch mal.« »Vielleicht sind die Kinder bald im Bett, damit hier Ruhe ist.« Sie darf endlich ihre Wäsche bügeln, die schon gestern fällig war. Wo doch die Werbung im Fernsehen Liebe verspricht, wenn die Wäsche »sich so weich, so behaglich anfühlt.«

Erika Schilling



Irmtraud Morgner



Dora stellt eine Stunde ihre Welt auf den Kopf und spürt erstmals das eigene Leben

Doras Großeltern Selma und Clemens hatten einen Schrebergarten. Bis 1938, dann wurde das Gelände der Gartenkolonie »Wohlfahrt« für einen Exerzierplatz gebraucht. Dem Großvater erschien der Garten als Ort der Plackerei, der Großmutter als Lebensinhalt. Sie bewirtschaftete den Garten wie eine Plantage. Da wenig Boden zur Verfügung stand, wurde er in drei Etagen genutzt. Die unterste war dem Gemüse vorbehalten, die mittlere Sträuchern, Klettergurken, Kürbissen und Stangenbohnen, die obere den Obstbäumen. Selma Uhlig hatte nur hochstämmige Obstbäume in ihrem Garten. Nützlichkeit erschien Selma als höchste Tugend. Für Blumen war da kein Platz. »Blumen«, pflegte sie in einem Ton zu sagen, als ob sie von Unkraut spräche. »Blumen tun bloß die Stub ausstänkern.«

Clemens hatte Selma zum Geburtstag Seife zu schenken. Dora schenkte Müffel. Großmutter Selma brauchte verschiedene Müffel für verschiedene Gelegenheiten: Küchenmüffel, Pilzmüffel, Reisigmüffel, Bettmüffel, Sonntagsmüffel und natürlich Gartenmüffel. Denn Selma arbeitete auch im Garten, wenn Rheuma ihre Hände plagte. Gerade. Sie schien sich eigentlich nur wohl zu fühlen, wenn Sie sich tüchtig plagen konnte und dazu schimpfen. Ihre Gemütslage gründete auf Unzufriedenheit. Selma Uhlig gehörte nicht zu den wetterwendischen Frauen, die von ihr als »Gewitterziegen« bezeichnet wurden. Auf Selmas schlechte Laune war Verlaß.

Deshalb besuchte Dora ihre Großmutter gern. Das Kind fühlte sich bei ihr sicher vor Stimmungswechseln, die bei Schurichts üblich waren. Großmutter Selmas Charakter ermutigte Dora zu Streichen, da die Folgen geringfügig waren. Ein Wechsel von Schimpfen in heftiges Schimpfen ist geringfügig.

Eines Tages sperrte Dora ihre Großmutter in der Laube ein.

Der Entschluß war nicht vorsätzlich gefaßt. Er überkam Dora plötzlich, herausgefordert durch die Ermahnungen, die die Großmutter ständig vor sich hinredete wie Gebete. Sie konnte nicht wirtschaften, ohne laut vor sich hin zudenken. Gleichgültig ob sie allein war oder nicht. Beim Abschmecken von Speisen beispielsweise pflegte sie der Welt oder niemandem mitzuteilen, daß noch etwas fehle, fragte was, zählte verschiedene Gewürze auf, zog einige in die engere Wahl, entschied sich schließlich – nie zu ihrer Zufriedenheit. An jenem Tage im August suchte Selma in der Laube nach einem bestimmten Rechen, schimpfte darüber, daß sie ihn nicht sofort fand, »Sauwirtschaft« schimpfte sie, »Stinkbud«, denn der Abort war von Großvater Clemens als Innenklosett gebaut worden. Selma beschuldigte den Großvater in seiner Abwesenheit, den Rechen verlegt zu haben. »Verkrancht«, sagte Selma und flocht zwischen dieses Thema Ermahnungen an Dora: »Reiß keine Bohnenblüten ab – paß auf, daß sich keine Wesp auf deine Bemm setzt – laß die Strümk liegen, da wird

Äppelbrei draus gekocht – mach kein Summs mit so ner alten Salatschneck – die kleinen Gurken werden nicht weggefressen, die werden eingelegt – reiß dich nicht an den Stachelbeerstöcken – runter vom Zaun, du Saubatzzen – latsch mir nicht die Kürbsranken ab – fali nicht ins Wasserloch.«

Wahrscheinlich hatten Dora die Ermahnungen wegen der Kürbisranken herausgefordert: dieser immer wiederkehrende Refrain. Mitten im Refrain schlug Dora die Tür zu. Als die Großmutter gebeugt über den Gartengeräten stand, Dora konnte nur den weiten Rock sehen und die Waden und die Holzpantoffeln. Offenbar nahm die Großmutter zunächst an, der Wind hätte die Tür zugeschlagen. Jedenfalls hörte Dora nur ein Rumpeln und undeutliche Flüche auf die »alte Tür«.

Erst als das Gesicht der Großmutter im Türfenster erschien und der Befehl: »Willst du gleich aufsperrn, Sauleder eebisches«, dumpf aus der Bude drang, hängte Dora das Schloß vor. Schnell. Sicher. Dora war vier Jahre alt, sie mußte sich auf die Zehen stellen, um das Schloß vorzuhängen, aber es ging mühelos. Wie in Träumen, wo geschwebt wird oder geflogen. Plötzlich war Druck weg, diese Last, die am Aufsteigen hindert. Dora mußte einen Luftsprung machen, als das Schloß hing. Und als die Großmutter mit dem Zeigefingerknöchel gegen die Scheibe zu trommeln begann, mußte sie noch höher springen. Einen Sprungtanz führte sie auf vor der Tür und sang dazu nach eigener Melodie. »Ich, ich«, sang sie. Das schönste Wort, seit die Tür verschlossen war. »Ich lebe«, sang sie, »Ich lebe, ich lehehehehebe«, sprang über Beete und Kürbisranken, balancierte auf dem Zaun, hieb eine Gurke in die Stachelbeersträucher, biß einen Strunk an und hüpfte Takt auf dem Brett, mit dem das Wasserloch abgedeckt war.

Da begann die Großmutter mit den Fäusten gegen die Tür zu trommeln. Dora sprang zurück zur Laube und sah die Großmutter wüten wie eine gefangene Hummel. Dora ergötzte der Anblick. Die dumpfen Drohungen und Flüche steigerten ihren Rausch. Als sie sich sattgesehen und -gehört hatte, schwebte sie wieder fort. Der Garten erschien jetzt schon riesig. Dora konnte fliegen und fliegen und kam doch an kein Ende. Die Kürbisse, für die der Großvater hochbeinige Liegen gebaut hatte, waren die Monde der Unendlichkeit. In solchem Licht konnte Dora sogar auf den großen Birnbaum klettern. Und sie blieb auch später, als die schöne Stunde vorüber war, dabei, daß sie im Wipfel des großen Birnbauks gegessen hätte. Keine Schelte konnte sie zum Widerruf bewegen, keine Ohrfeige.

Die erste Ohrfeige in dieser Angelegenheit erhielt Dora von ihrem Onkel Arthur. Er kam zufällig vorbei und befreite die Großmutter. Erschöpft vor Angst trat sie aus der Abortluft. Der Garten schrumpfte. Als Selma sah, daß die Enkelin nicht im Wasserloch ertrunken war, kehrten ihre Kräfte zurück. Sie verbrauchte etliche zur Vergeltung. Dora aber blieb ungerührt. Eine Stunde ohne Obrigkeit – das war eine Tracht Prügel wert.

Wirtschaft interessiert mich nicht!

Was denken Sie sich, wenn Sie in der Zeitung lesen, bei den »Bruttoanlageinvestitionen« sei ein »reales Wachstum« zu verzeichnen? Oder, wenn es heißt, daß »Strukturprobleme den Konjunkturzyklus dominieren und somit über die Globalsteuerung hinausreichende wirtschaftspolitische Strategien« erforderlich seien? Wahrscheinlich denken Sie sich gar nichts, weil Sie derartige Meldungen erst gar nicht lesen. Denn auf den Wirtschaftsseiten der Zeitungen wird mit Begriffen umgegangen, mit denen die meisten Frauen (und viele Männer) nichts anfangen können. Wirtschaftspolitik wird dort als eine Art Geheimwissenschaft abgehandelt, Ritual für Eingeweihte, in dem – neben vielen Fremdwörtern – seltsame Begriffe auftauchen wie »Währungsschlange«, »magisches Viereck« oder »Fünf Weise«.

Daß gerade Frauen als notorisch desinteressiert an wirtschaftspolitischen Abläufen gelten, hat den Grund und andere mehr. Zum Beispiel den, daß da, wo wirtschaftliche Entscheidungen fallen, kein Platz für Frauen ist. Wenn es schon wenige Parlamentarierinnen, Fernsehredakteurinnen oder Richterinnen gibt, so sind Frauen dort, wo wirtschaftspolitische Entscheidungen getroffen werden, fast gänzlich ausgeschlossen: Es gibt keine Frauen in den Chefzimmern der Großkonzerne und keine Wirtschaftsministerinnen, weder in Bonn noch in den Ländern; über die Verwickeltheiten des europäischen Agrarmarkts beraten ausschließlich Männer; in den Tarifkommissionen und Vorständen der Gewerkschaften sind Frauen bestenfalls Garnierung.

Und warum sind da keine Frauen? Erstens, weil die Herren dafür sorgen, daß sie unter sich bleiben. Zweitens, weil so auch wir nicht wollen. Denn, warum sollten wir uns auch für etwas interessieren, was uns unverständlich ist? Warum uns abplagen und die Spielregeln erlernen? Vor allem auch noch so absurde.

Doch Vorsicht! Diese Gleichgültigkeit, die Frauen im allge-



meinen dem Abrakadabra der Wirtschaftspolitik entgegenbringen, ist richtig und falsch zugleich. Richtig ist es, weil die Inhalte, um die es bei dieser Art von Wirtschaft geht, eigentlich menschenfeindlich sind: Nicht das Wohlergehen und Glück von Menschen sind das Ziel, sondern Macht und Profit – ganz wie bei Dagobert Duck, dessen höchste Leidenschaft es ist, im Geld zu baden.

Daß uns Frauen diese Ziele nicht so sehr interessieren, ist sicherlich gut und richtig. Falsch aber ist es trotzdem, diese Domäne ganz den Männern zu überlassen, weil die Feldherren auf den Kommandohügeln der Wirtschaft natürlich uns »kleine« Frauen mitlenken. In Brüssel entscheiden sie darüber, ob Hausfrau Ilse Schmidt demnächst 0,7 DM mehr für jeden Liter Milch in ihrer Haushaltskasse mit einplanen muß; in Bonn beratschlagen sie, ob Rentnerin Erna Schulze von ihrem eh' kärglichen Einkommen auch noch einen Krankenkassenbeitrag zahlen muß; in Frankfurt, Essen oder Düsseldorf einigen sich Industrielle und Gewerkschafter, ob Montiererin Maria Krause sich weiter nach Leichtlohnstarif mit 6,13 DM in der Stunde begnügen muß, oder ob ihr demnächst gnädigst 6,30 DM zugestanden werden.

Über all' das wird uns in einer Art und Weise Mitteilung gemacht, als handle es sich um Dinge, die mit unserem täglichen Leben nichts zu tun hätten. Wir verstehen immer nur Bahnhof. Das ist kein Zufall, sondern

hat einen guten Grund: Wir sollen nichts verstehen! Die Rolle, die wir in diesem ganzen Wirtschaftssystem spielen, soll uns nicht bewußt werden. Denn wir sind ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, wir haben's bloß noch nicht gemerkt. Frauen leisten den größten Teil der in dieser Gesellschaft erbrachten Arbeit – ein Drittel der Erwerbsarbeit und die gesamte Hausarbeit. Letztere sogar gratis, ohne einen Pfennig Lohn oder Gehalt, obwohl die Gesellschaft insgesamt auf diese unbezahlte Arbeit in den Familien genauso angewiesen ist wie auf die bezahlte Arbeit in den Büros und Fabriken.

Im Prinzip geht's bei der ganzen Wirtschaftspolitik nur um eins, nämlich um die Frage, wie die von uns allen, erarbeiteten Güter und Dienstleistungen, wie Brot und Rosen, wie Wohnungen und Kinos auf die Menschen verteilt werden. Die Verteilung erfolgt vor allem durch Geld, das wir für unsere Arbeit an Gütern und Dienstleistungen erhalten, und für das wir andere Güter und Dienstleistungen eintauschen können. Bei dieser Verteilung sind immer die die Dummen, die von den Entscheidungen, wer was bekommt, ausgeschlossen sind. Darum sind Frauen von der ungleichen Verteilung des Reichtums in besonderer Weise betroffen:

Also Hausfrauen werden sie für ihre Arbeit ohnehin nicht bezahlt. Als Hausfrauen von schlecht verdienenden Männern müssen sie sich noch mehr placken, um mit dem kleinen Budget rumzukommen. Als erwerbstätige Frauen stehen sie auf den untersten Sprossen der Einkommensleiter. Als alte Frauen schließlich, Rentnerinnen und Witwen, bilden sie den größten Teil der Sozialhilfeempfänger. Was nun haben wir in naher Zukunft zu erwarten? Was sich die Wirtschaftsstrategen zur Zeit ausdenken und in die Praxis umsetzen, ist nicht gerade dazu angetan, an der ungleichen Verteilung des Reichtums etwas zu ändern. Im Gegenteil. Denn, um den immer noch stockenden Wirtschaftskreislauf auf Touren zu bringen, sollen die Unterneh-



mergewinne kräftig steigen. Darin sind sich Unternehmerverbände, Bundesregierung und die sogenannten »Fünf Weisen« (der »Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung«) einig. Steigen die Gewinne, werden die Unternehmer nach diesem Rezept mehr Maschinen kaufen, neue Fabriken bauen, also investieren. Voraussetzung für hohe Unternehmerrgewinne sind aber niedrige Produktionskosten, das heißt: niedrige Löhne. Deshalb der Druck auf die Gewerkschaften in den Tarifverhandlungen dieses Winters, sich in ihren Lohnforderungen zu bescheiden.

So fordert der Chef der Westdeutschen Landesbank, Ludwig Poullain, unverblümt: »Die Lohnerhöhungen müssen auf Jahre hinaus so scharf begrenzt werden, daß sie Spielraum lassen für eine weitere Verbesserung der Unternehmerrgewinne.«

Für uns Frauen, Hausfrauen und Erwerbstätige, bedeutet das: 1977 mit noch weniger Geld über die Runden kommen müssen. Frauen werden noch mehr Energie darauf verwenden müssen, das Haushaltsgeld zu strecken. Die ohnehin niedrigen Löhne und Gehälter der berufstätigen Frauen werden von steigenden Preisen, Steuern und Sozialabgaben noch schneller aufgeessen als die Einkommen der Männer.

Und der Griff der Unternehmer nach einem großen Stück des

gemeinsam erarbeiteten Kuchens, des Sozialprodukts, wird wieder einmal gerechtfertigt mit dem Hinweis, die Unternehmer würden dann mehr Arbeitsplätze schaffen. Das ist eine Lüge, denn die Gleichung: höhere Gewinne gleich mehr Investitionen gleich mehr Arbeitsplätze ist schon im vergangenen Jahr nicht aufgegangen. Investitionen haben im Gegenteil häufig dazu gedient, weitere Arbeitsplätze wegzurationalisieren. Die arbeitslosen Frauen aus den Büro- und Verwaltungsberufen können ein Lied davon singen ... Die naheliegende Frage, wer denn die durch Investitionen gewachsene Warenmenge eigentlich kaufen soll, wenn gleichzeitig die Nettoeinkommen stagnieren, stellen sich unsere Wirtschaftsexperten anscheinend nicht. Und schon gar keine Rolle spielt bei ihren Überlegungen die Möglichkeit, Arbeitslosigkeit durch eine bessere Verteilung der vorhandenen Arbeit zu beseitigen: Bereits bei einer Stunde Arbeit weniger pro Woche könnte 600 000 bis 700 000 Menschen zusätzlich beschäftigt werden. Ein solcher Gedanke wird aber als spinnerte Utopie abgetan. (Vermutlich, weil dabei keine höheren Unternehmerrgewinne herauspringen).

Doch: Nur Menschen haben daran ein Interesse, kein Unternehmer. Denn eine Arbeitszeitverkürzung würde uns dem Grundsatz näher bringen, daß der Mensch arbeitet um zu leben

(und nicht lebt um zu arbeiten). Und wir Frauen haben ein ganz besonderes Interesse daran, denn Männer hätten dann weniger Grund, sich wegen »beruflicher Überlastung« vor Hausarbeit und Kindererziehung zu drücken ...

CLAUDIA PINL

Weiber - Wirtschaft

Fortschritt: Im Mittelalter verdienten die Lohnarbeiterinnen in der Handwerkswirtschaft 75 Prozent der Männerlöhne. Im Atomzeitalter verdienen Arbeiterinnen 72,3 Prozent des Brutostundenverdienstes ihrer männlichen Kollegen.

Hungerlohn: Mehr als die Hälfte aller erwerbstätigen Frauen (57,2 Prozent genau) verdienen unter 800,- DM netto im Monat. Nachzulesen im Statistischen Jahrbuch 1976.

Belohnung: 99 Prozent aller Altersrenten für Arbeiterinnen liegen unter 1000,- DM. - Zum Vergleich: Nur 56 Prozent der Männerrenten liegen unter 1000,- DM.

Gratisarbeit: Bis zu 3000,- DM im Monat ist Hausfrauenarbeit wert. Das haben Fachleute für Arbeitsbemessung errechnet. Nach einem Punktsystem wurden Geschicklichkeit, Planung und körperliche Belastung der Hausfrauen bewertet und in Mark und Pfennig umgerechnet. Nur zahlen tut niemand.

Geisterarbeit: Rund 50 Millionen Arbeitsstunden jährlich werden von 23 Millionen Frauen in deutschen Haushalten geleistet. (In den volkswirtschaftlichen Statistiken tauchen diese Zahlen nicht auf.) Das ist annähernd soviel wie die gesamte Lohnarbeit. Frauen leisten die Gratisarbeit fast ganz, die Lohnarbeit zu einem Drittel. Das heißt: Frauen leisten zwei Drittel der gesamtgesellschaftlich notwendigen Arbeit - Männer ein Drittel.

Feierabend: Nichterwerbstätige Frauen ohne Kinder haben mehr Freizeit als Männer. Erwerbstätige Frauen ohne Kinder haben weniger Zeit. Hausfrauen mit Kindern haben noch weniger. Die wenigste Freizeit haben erwerbstätige Frauen mit Kindern.



„Ich bin es le

Eigentlich sollte es ein richtiges Interview werden. Romy Schneider über ihre Rollen, ihr Image, ihr Leben. Romy, der Bundesdeutschen liebste Verkörperung aller Frauenklischees in einer Person: Mit 15 die Jungfrau von Geiselgasteig. Mit 21 die »Hure« in Paris. Mit 28 die reuige Ehefrau und Mutter in Hamburg. Und heute der französischsprachige Weltstar mit Allüren und einem neun Jahre jüngeren Mann...

Denn es ist sicherlich nicht übertrieben zu sagen, daß sich am Verhältnis Deutschlands zu Romy die deutsche Einstellung zu Frauen überhaupt ablesen läßt. Sie, die in Paris »Romy la Grande« (Elle) und »die größte Schauspielerin Europas« (Nouvel Observateur) ist, ist in Berlin die verlorene Tochter, die in einer Art Haß-Liebe längst zu Freiwild erklärt wurde.

Da publiziert die »Bunte« die Intimplaudereien eines ehemaligen Romy-»Freundes«. Mit Telespektakeln geschossene Nacktfotos aus Romys Urlaub werden millionenfach gedruckt. – Denn Romy Schneider, 38 Jahre alt, Schauspielerin, zum zweiten Mal verheiratet und Mutter eines Kindes, muß herhalten für so vieles: für die Situation der Frauen überhaupt, für die der Schauspielerinnen im besonderen, für die der Karrierefrau und, mehr noch, für die des Stars.

Über all das wollte ich mit Romy reden. Ich traf eine Frau, die mehr Fragen hat als Antworten; die in einer Phase ihres Lebens ist, in der sie das, was war und ist, in Frage stellt, aber noch nicht weiß, was sein wird.

Am ersten Abend hatten wir uns eigentlich nur getroffen, um uns mal kennenzulernen. Sie wollte sehen, ob sie »überhaupt mit mir kann«. Wir waren zusammen essen, gemeinsam mit ihrer Freundin Christiane. Und plötzlich, nachts um eins, war Romy entschlossen: sie wollte mit mir reden. Jetzt. Sofort. Ganz schnell wurde mir klar, daß ich mit ihr nur eine Wahl hatte: Entweder ein formelles Interview, so eins, wie sie schon zu Hunderten geführt hat, und die sie zu recht aggressiv und arro-

gant machen vor Angst und Mißtrauen. Oder aber ein Gespräch, in dem sie ein wenig Vertrauen faßt, und in dem ich nicht mehr Schreiberin bin, sondern ein Mensch, der ihr einfach zuhört, ohne zu fragen.

Wir haben viele viele Stunden miteinander geredet – aber interviewt habe ich Romy nicht. Das war einfach nicht möglich. Und ich muß gestehen, daß mich noch nie in meinen zwölf Jahren Professionalität als Journalistin ein Gegenüber so hilflos gemacht hat...

Was für ein entwaffnendes Nebeneinander von Dominanz und Demut, von Intelligenz und Irrationalität. Sie ist eine Frau, die Karriere gemacht hat, ist berühmt, tüchtig und reich, und träumt von der großen Liebe, einem Menschen fürs Leben, dem zweiten Kind und selbstgestrickten Pullovern. Eins schließt das andere aus. Heute. Aber sie will beides.

Wir treffen uns zweimal. Einmal nach den Dreharbeiten vom »Gruppenbild« in Berlin. Wenig später ein zweites Mal nach einem Gespräch mit Heinrich Böll in Köln. Beide Male macht sie mich sprachlos. Sie ist einer der absolutesten Menschen, denen ich je begegnet bin. Hier! Heute! Jetzt! Sofort! Alles! Oder nichts...

Sie hat die Radikalität eines Kindes. Sie ist nicht rasonabel, sie hat sich nicht »zur Rason bringen« lassen. Das mag ich an ihr. Sie ist keine Vernünftige, keine Angepaßte – und sie hat sich trotzdem durchgesetzt! Hat es ihnen allen gezeigt. Ist von der Kitsch-Sissi zur Charakter-Schauspielerin geworden, vom Töchterchen aus dem kölscherberchtesgadener Bürgermief zu einer Frau mit unbequemer Sensibilität und kreativer Intelligenz.

Schon einmal habe ich sie so kennengelernt. Aus der Ferne. Das war 1970. Damals hat sie den Appell »ich habe abgetrieben« und »Wir fordern die Abschaffung des § 218!« mit unterschrieben. Da hat ihr niemand was erklären müssen. Da brauchte man sie nicht zu überzeugen. Postwendend kam der Brief mit der Unterschrift zu-



id, zu lügen!"



rück. Dazu ein Gruß und der Satz: »Da bin ich ganz und gar dafür!!!« Dreimal unterstrichen. Drei Ausrufungszeichen.

Mut hat sie. Selbst von Alain Delon, der den eiskalten Typen nicht nur im Film spielt, hat sie sich letztlich nicht einschüchtern lassen. Im Streit mit ihm hat sie einmal seinen Schrank aus dem Fenster gekippt... Ich glaube ihr das aufs Wort.

Auch in Hollywood hat sie nicht klein beigegeben (»Ich wollt' kein Palatschinken werden«). Als Mutter Magda mit ihr im Wald-Disney-Studio vorsprach (»Die haben aus mir eine amerikanische Sissi machen wollen, haben mich angezogen wie ein bayrisches Weiberl mit Zöpferln«), da hat sie das »Jackerl« einfach wieder ausgezogen und ist gegangen.

Im Rückblick sagt sie nicht ohne Zorn: »Um die Schauspielerinnen zu werden, die ich heute bin, hab' ich durch die größte Scheiße waten müssen!«

Emanzipation? »Klar«, sagt sie. »Nur hab ich das erst spät begriffen.« Und: »Aber ich bin nicht in der Frauenbewegung. Ich mag die Bewegung nicht.« Doch gleichzeitig bewundert sie aktive Frauen. Zu mir sagt sie: »Wir zwei haben viel gemeinsam: Nicht nur unser Leben in Frankreich. Wir sind auch die beiden meistbeschimpften Frauen Deutschlands!«

Sie verdrängt, aber sie resigniert nicht. Sie ist sicherlich oft schwach und verzweifelt, aber sie kämpft. Sie hat Alain Delon überlebt (»Ich wollte einfach nicht länger leiden«) und auch Harry Meyen. Wenn auch nur knapp. In der Sylvesternacht, in der sie endgültig ging, ist sie schnurstracks in eine Fußklinik gegangen und hat da eine längst fällige Fußoperation machen lassen. »Und dann bin ich davon gerannt.«

Nicht, ohne Meyen mit 1,4 Millionen DM – der »eheliche Zugewinn«, von ihr verdient – abzufinden. Gezahlt hat sie schon oft für ihre Männer – wie so viele »Karrierefrauen«, die den Preis für ihre Tüchtigkeit, die von Männern als kastrierend empfunden wird, in barer Münze zahlen müssen.

Aus der Meyen-Zeit gibt es Fotos, wo sie mit ihm auf dem häuslichen Sofa posiert: sie mit demütig bewunderndem Blick, er in stolzer Hausherrn-Pose. Sie hat es nicht lange durchgehalten. Denn sie gehört zu denen, die sich erst kleiner machen müssen, bevor sie hochgucken können...

Mir scheint, daß sie mit ihrer Demut oft bewußt oder unbewußt eigene Züge kaschiert, die ihr selbst unheimlich sind und deren Verurteilung als »unweiblich« sie fürchten muß: ihr Talent, ihren Ehrgeiz, ihren Stolz und ihre Aggressivität. Welches Nebeneinander von Stärke und Schwäche!

Meyen, bekannt vor allem als Ehemann des Stars, pflegte Romy einen Mangel an Bildung und Intelligenz vorzuwerfen. »Du liest ja noch nichtmal die Abendzeitung.« – Romy heute: »Er hielt sich für Professor Higgins, nur bin ich keine Fair Lady.«

Ich glaube, Männer haben immer versucht, sie zu erniedrigen, weil sie Angst vor ihrer Stärke haben müssen. Auch Meyen schlug zielsicher in eine klaffende Wunde. Romy hat – wie so viele Frauen – mörderische Komplexe. Sie hält leicht, allzu leicht, die anderen für schlauer. Wen nimmt's Wunder? Gehört sie doch zu der Kategorie Mensch, der unablässig eingehämmert wird, sie sei ja eh dumm, weil nämlich schön, Frau, Schauspielerin und Star – kann doch nur dämlich sein, oder?

Sie findet sich auch nicht besonders schön, sagt sie, halb kokettierend, halb ernst. »Ich bin fotogen. Das ist alles. Knie hab ich wie Beckenbauer.« Dennoch weiß sie, daß sie etwas kann und jemand ist. Nur wer und was?

Ihr mit disziplinierter Leidenschaft erarbeitetes Talent unterscheidet sie von den meisten ihrer Kolleginnen und Kollegen. Es erklärt sich unter anderem ganz sicherlich daraus, daß Romy in einer ganzen Tradition steht: Tradition von Schauspielerinnen und Tradition von starken Frauen. Die Mutter war Schauspielerin, die Großmutter und die Urgroßmutter war es auch.

Jüngst feierte die Großmutter, einst Burgschauspielerin, in Wien ihren hundertsten Geburtstag.

In diesen Stunden, die ich mit Romy verbringe, spüre ich etwas von dieser durch Generationen gestählten Zähigkeit. Sie kann eine Nacht durchreden, kaum eine Stunde schlafen und am nächsten Tag die Böllsche Leni spielend sein.

Das Filmstudio ist ihr Terrain. Gleichzeitig aber ist sie fremd dort, wie auf der Flucht. Nach 24 Jahren Showgeschäft hat Romy Angst vor Menschen. Angst vor Maschinen. »La machine« – so nennt sie die Kamera ebenso wie mein Tonband. »Mach die Maschine aus!«

Wenn sie will, denkt sie nach; wenn nicht, verdrängt sie. Ihre Motive für das zweite Kind? Ihr Verhältnis zu Männern? Ihr Auftritt in der Talkshow, wo ihre schmerzlich-sichtbare Verletzbarkeit so schlagartig schwand, als sie an der Seite des röhrenden Supermanns Driest flugs in die ihr so glatt-vertraute Rolle der femme fatale schlüpfen konnte? Nein, sie mag nicht darüber nachdenken. Beängstigendes wird nur in kleinen, verkraftbaren Dosen eingestanden. Sich selbst und anderen. Ich kann das gut verstehen.

»Aber ich habe auch viel Kraft. Und ich bin es leid, zu lügen! Je veux enfin me trouver moi-même!« (Ich will endlich zu mir selbst finden.) – Sie hat fast die ganze Zeit französisch mit mir gesprochen. Mir war es leicht

und vertraut, weil ich lange in Frankreich gelebt habe. Und Romy? Warum? »Weil alles Deutsche mir weh tut! Mir ist in diesem Land zuviel angetan worden! Ich bin jetzt Französin. Das ist meine Muttersprache.« Sie sagt es heftig und sehr sehr verletzt. Nichts in unserem Gespräch hat sie so getroffen, wie meine Frage nach ihrem Verhältnis zu Deutschland. Und dabei ist sie für mich, die ich lange Zeit im Ausland war, gleichzeitig so rührend deutsch! Deutsch in ihrer Absolutheit, ihrem permanenten Widerspruch und ihrer quälenden Verweigerung der einfachen Lösung. Deutsch im guten Sinne, wie mir scheint.

Nach der Leni, ihrem 50. Film!, will sie nie mehr in Deutschland drehen. Sagt sie heute. Sie will für eine Zeitlang überhaupt nicht mehr spielen, will ein Jahr pausieren.

»Ich bin müde. Die Batterie ist leer. Ich brauche eine Pause, will zu mir kommen. Das ist der Grund, warum ich jetzt ein Jahr aussetze. Und das Kind.« – Romy Schneider will ein zweites Kind. Über den ersten, gescheiterten Versuch, eine Fehlgeburt, hielt uns die Boulevardpresse voll auf dem Laufenden. Dieses Kind will sie nicht allein, sondern zusammen mit ihrem Mann, Daniel Basini, der sie – davon ist sie überzeugt – versteht und liebt. »Ich bin«, sagt sie nicht ohne Selbstironie, »ein bißchen wie Elisabeth Taylor: die heiratet auch immer gleich

die Männer, die sie liebt und will ein Kind von ihnen.«

Doch bewundern tut sie die Taylor nicht. Ihre Achtung, ihr Respekt und ihre Zuneigung gehören einem ganz entgegengesetzten Frauentyp, gehören Simone Signoret. (»Ich glaube, Simone hat nie wirklich begriffen, wie sehr ich sie verehere.«) Simone Signoret ist in Frankreich eine der ganz wenigen Filmschauspielerinnen, die mit dem Ende ihrer Jugend und Schönheit nicht auch am Ende war. Heute ist sie als Persönlichkeit und Schauspielerin fast spannender als früher. Und ein sanftes Kätzchen war sie noch nie. Als ihr in Hollywood vor Jahren gesagt wurde, sie sei zu dick für die Rolle und müsse zehn Kilo abnehmen, da hat sie geantwortet: »Ihr kriegt mich so oder gar nicht.« Hollywood nahm sie so... Simone Signoret, die engagierte Linke, hat sich nie gescheut, auch für unpopuläre politische Ideen einzutreten. Sie ist Romys Ideal, nicht die andere.

Eines weiß ich beim Abschied von ihr noch gewisser als vorher: wie unerträglich es ist, in ein Bild, ein Klischee gepreßt zu werden. Es imponiert mir an Romy, daß sie so daran leidet und sich so dagegen wehrt. Es wehren sich nicht alle. Viele stumpfen ab, werden so reduziert wie ihre Schablone.

Und noch eines ist mir an diesem Abend besonders bewußt: wie bedrückend es sein kann, zum Berufsstand der Journalisten zu gehören.



Romy: „Ich möchte so gern mal eine komische Rolle spielen!“ (In einer Drehpause: l. Christiane Höllger, r. Alice Schwarzer)

Mein Mann ist arbeitslos



Wenn Ehemänner arbeitslos werden, kriegen Ehefrauen mehr zu tun. Nicht etwa weniger (weil Männer im Haushalt helfen). Nein. Einer mehr im Haus, der Arbeit macht. Das Geld wird knapper. Trotzdem über die Runden zu kommen, wie auch immer, das Kunststück müssen vor allem die Frauen zustande bringen. Und sie müssen auch die Männer bei Laune halten. Denn wenn Ehemänner arbeitslos werden, verlieren sie ihr Selbstbewußtsein als »Ernährer« und »Haushaltsvorstand«. Das führt zu Krach und Spannungen. Da fangen Frauen dann manchmal an, Fragen zu stellen.

Wir gehen am besten ins Wohnzimmer«, sagt Frau Ahrens. »da redet sichs besser.« Dann macht sie bekannt: »Die Frau, die was über Papas Arbeitslosigkeit wissen will« – sie zeigt auf mich. »Und das sind meine Kinder: der mit dem Bilderbuch ist Daniel, fünf Jahre alt. Der da in der Ecke mit dem Brot in der Hand ist Felix, drei Jahre alt. Bettina ist zwei.« Sie nimmt das Mädchen aus dem Laufstall, setzt sich mit ihm in den Sessel und zeigt auf den Kinderwagen. »Der ist auch nicht leer. Da schläft Micha. Den hab ich vor acht Monaten gekriegt.«

Frau Ahrens ist 24 Jahre alt. Sie wohnt in einer Gegend in Frankfurt, in der die Wohnungen eng sind, in der die meisten Familien viele Kinder haben und in der die Männer schon seit Jahren oder immer mal wieder ohne Arbeit sind.

Frau Ahrens weiß bei jeder Zigarette, die sie raucht, die wievielte es ist. »Die fünfte heut ... sechzig Pfennig. Die achte ... 96 Pfennig. Frauen, deren Männer arbeitslos sind, haben das

Rechnen in Pfennigen lernen müssen. Frau Ahrens hat jeden Posten ihres Haushaltsplans im Kopf.

»Mein Mann kriegt Arbeitslosenhilfe – 600 Mark im Monat. Dazu kommen alle zwei Monate 720 Mark Kindergeld – also pro Monat 360 Mark. Das sind dann 960 Mark, die wir haben. Ja, und dann die Ausgaben: 478 Mark Miete für drei Zimmer, Küche, Bad. 250 Mark für Abzahlungen: Waschmaschine, Schulden bei unseren Eltern. Etwa 15 Mark gehen für Tageszeitung und Fernsehzeitschrift drauf. Aber der größte Batzen ist das Essen – etwa 750 Mark für uns sechs. Wenn ich das alles umrechne, dann darf ich pro Tag und Person 4,15 Mark ausgeben.«

Zwischen Ausgaben und Einnahmen klappt eine ziemliche Lücke – es fehlen nach der Rechnung von Frau Ahrens 533 Mark. »Das hol ich von der Fürsorge und vom Sozialamt«, erklärt sie. »Aber was noch fehlt in der ganzen Rechnung, sind die Klamotten für die Kinder und für uns. Ich näh schon viel

selber. Änder um. Mach die Sachen kleiner oder größer, flick die Löcher, strick was an. Aber hin und wieder muß was Neues her – und das geht dann vom Essen ab.«

»Ein Kind mehr im Haus«

Männer, die über eine längere Zeit arbeitslos sind, werden passiv. Der Zustand lähmt sie. Oft sind es dann die Frauen, die reagieren. Der Gang zum Sozialamt, der Gang zur Fürsorge. Der gekürzte Haushaltsplan: weniger Fleisch und Gemüse, mehr Nudeln und Grießbrei. Mehr selber nähen, weniger kaufen. Die Haare wieder wachsen lassen. Friseur ist zu teuer. Frauen, die den Kopf nicht randvoll damit haben, während der Arbeitslosigkeit ihres Mannes die Familie über Wasser zu halten, – diese Frauen erfahren ganz allmählich, daß das Leben, so wie es immer war, nicht mehr stimmt. Die alte Arbeitsteilung: er draußen im Leben und sie zu Hause, funktioniert nicht mehr. Jetzt sind zwei Menschen zu



Hause. Die Frau versorgt Haushalt und Kinder und der Mann tut gar nichts mehr. Er sorgt für Mehrarbeit. Die Frauen sagen: ein Kind mehr im Haus – und dazu noch ein schwieriges.

Vor gut einem Jahr wurde nach einem erbitterten Arbeitskampf – trotz empörter Öffentlichkeit, trotz Hungerstreik der Betriebsräte – das Demag-Werk in Kalldorf geschlossen. 600 Beschäftigte mußten sich einen neuen Arbeitsplatz suchen. In einer Region, die wirtschaftliches Notstandsgebiet ist. Ein Drittel der Belegschaft – 200 Beschäftigte – sind noch immer ohne Arbeitsplatz. Ich habe schon öfter darüber berichtet, kenne die Frauen und besuche sie jetzt wieder:

Wir sitzen bei Kaffee und Kuchen. Es ist das erstemal, daß die Frauen zusammenhocken und darüber reden, was die lange Arbeitslosigkeit ihrer Männer für sie bedeutet. Ihre Erfahrungen gleichen sich – das verblüfft sie.

»Zuerst kein Problem«

Frau A.: »Zuerst gab's überhaupt keine Probleme. Wir haben hier ja fast alle gebaut. Mein Mann hatte viel Zeit – da hat er sich eben den ganzen Tag ums Haus gekümmert. Das Dach repariert, Zimmer renoviert, im Garten gearbeitet – bis abends. Dann gemeinsamer Feierabend – wie immer. Das ging so ein, zwei Monate gut ... dann gab's aber auch beim besten Willen nichts mehr zu tun. War alles tip-top. Dann fingen die Probleme an. Mein Mann schlief länger. Stand manchmal erst gegen elf Uhr auf, war morgens schon müffig. Nach dem Mittagessen legte er sich wieder hin und danach verschwand er in die Kneipe. Abends spät nach Hause, morgens spät raus ... ich habe überhaupt keinen Mann mehr. Er verkriecht sich wie son trauriges Tier.«

»Lieber Himmel, wie bei uns.« Frau B. hält sich die Hand vor den Mund, als hätte sie ein Geheimnis verraten. Dann gibt sie sich einen Ruck: »Er versteckt sich vor den Kindern, weil er

sich schämt. Für mich ist das schrecklich. Er redet nicht mit mir, läßt sich hängen. Früher hab ich ihn irgendwie bewundert: er kann alles, er macht alles, er ist stark und fleißig – und jetzt gibt's da nur noch diesen Trauerkloß. Ich kann machen, was ich will. Wenn ich ihn verstehen will, wenn ich ihn streicheln will oder mal schmusen ... laß mich zufrieden, laß mich zufrieden. Was anderes krieg ich gar nicht mehr zu hören.«

Frau A., die Gastgeberin, schneidet den Kuchen in dicke Scheiben, legt sie uns auf den Teller, haut auf alle Kuchen noch einen dicken Klecks Sahne und sagt:

»Ich mein, niemand kann was dafür, wenn man ihm die Arbeit wegnimmt. Das kapiere die Männer einfach nicht. Die denken, sie sind schuld. Meinen, sie wären keine richtigen Männer mehr ... Meiner jammert den ganzen Tag: »Mich will keiner mehr, ich bin ausgestoßen, ich hab doch starke Arme, ich kann doch was.« Das macht mich fix und fertig. Er ist arbeitslos und ich bin am Ende. Manchmal denk ich, ich hab noch ein zusätzliches Kind im Hause – aber ein besonders schwieriges. Er hilft ein bißchen im Haushalt – aber er hilft eben nur. Dabei könnten wir doch jetzt gut alles zusammen machen und nicht: einer macht und einer hilft ein bißchen.«

»Das stimmt«, – Frau C. überlegt. »Was vorhin über die Kinder gesagt wurde, das stimmt genau. Mein Mann geht den Kindern aus dem Weg. Früher war ich alltags für die Kinder da und er am Wochenende. Jetzt könnte er doch vom Sonntagsvater zum Alltagsvater werden und mich entlasten. Aber er ist gar kein Vater mehr. Er steht nur müffig in der Gegend rum wie son Märtyrer. Guckt, wie ich abwasch, guckt, wie ich staubsaug. Guckt und leidet. Und steht mir immer im Wege. Ich mein, die Arbeitslosigkeit trifft uns doch beide. Aber gemeinsam drüber reden ist einfach nicht drin.«

Vielen Frauen war früher von ihren Männern glatt verboten worden, arbeiten zu gehen. So

nach dem Motto: dein Glück bin ich, sind der Haushalt und die Kinder ... Ist der Mann arbeitslos, schlägt dieses weiblich akzeptierte Männer-Verbot wie ein Bumerang auf die ganze Familie zurück: Die Frau könnte nun einspringen, könnte verdienen – sie kann aber nicht, weil sie in jahrzehntelangen Haushaltsjahren alles verlernt hat, was gut bezahlt wird. Sie taugt nur noch für Hilfsarbeit und Hilfsarbeiterlohn.

»Also meiner, der hat früher immer gesagt: die Frau gehört ins Haus. Kinder und Haushalt ist Weiberkram und der Mann verdient die Kohlen. Da gab's gar nichts dran zu rütteln. Jetzt, in der Arbeitslosigkeit, haben wir gesehen, daß das Geld doch langsam knapper wird. Da durfte ich plötzlich arbeiten gehen. Ich putz jetzt im Hotel, mach Betten, servier ein bißchen. Er macht den gesamten Haushalt. Fragt nicht, wie – er flucht und schimpft – aber er macht. Wir haben noch ein Kleines, zwei Jahre alt. Er füttert ihn, zieht ihn um, wenn er dreckig ist. Ich komm abends müde nach Hause – wie er früher. Ich mein, so ganz sind die Rollen nicht vertauscht. Wenn er früher nach Hause kam, war das Essen fertig. Und ich koch es erst, wenn ich nach Hause komme. Ich geh auch noch einkaufen nach Feierabend, was er ja auch nie brauchte früher. Es gefällt ihm gar nicht. Wirklich, er flucht wie der Teufel: verdammte Scheiße, Idiotenarbeit – immer mit dem Staublappen und dem Staubsauger und immer die Hände im Wasser: spülen, wischen, Wäsche waschen. Ich lach dann immer, ich kenn das ja. Für den nächsten Monat hat er wieder Arbeit. Dann hör ich auf zu arbeiten und alles ist wieder wie früher ...«

»Idiotenarbeit für ihn?«

Frau D. spricht jetzt laut und langsam wie für Schwerhörige. Sie betont jedes Wort: »Da macht ein Mann die Erfahrung: Hausarbeit ist Idiotenarbeit. Und was hat sich in seinem Kopf festgesetzt: Hausarbeit ist Idio-



tenarbeit für Männer. Für ihn. Demnächst geht er wieder auf Arbeit. Überläßt mir den Hauskram und kommt überhaupt nicht auf die Idee, daß ich das auch idiotisch finden könnte.«

Bad Kissingen, Mütterkurheim in Bayern. Die Frauen, die hier zur Zeit ihre Vier-Wochen-Kur machen, wollen unter ärztlicher Aufsicht abnehmen. Nicht, weil dünn schick ist, sondern weil sie erschöpft sind und krank. Weil ihr Übergewicht physische und psychische Ursachen hat. In der Kur treffen wir Frauen, deren Männer schon jahrelang arbeitslos sind. Frau H. erzählt – als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt:

»Was muß, das muß«

»Mein Mann ist seit vier Jahren ohne Arbeit und schwer krank. Damit wir überleben können – wir haben vier Kinder – geh ich nachts arbeiten, Prospekte einlegen.« Ihren Tagesablauf schildert sie uns stichwortartig. »Abends zehn: schaffen gehen im Verlag. Morgens um sechs: fertig. Zu Hause dann: Kinder wecken, Frühstück machen, Kinder zur Schule fahren. Dann Haushalt. Mittags: Kinder wieder abholen, Schularbeiten beaufsichtigen. Mein Mann kann

nicht helfen, der muß liegen. Nachmittags kommt die Oma und hilft – dann schlaf ich ein bißchen. Eine Zeitlang hab ich so wenig verdient, daß ich zusätzlich noch Heimarbeit angenommen habe. Kleine Rosen auf Frotteeschuhe nähen.«

Frau H. lebt seit vier Jahren so – seit der Arbeitslosigkeit ihres Mannes. Auf die entsetzte Frage, wie sie das denn durchhalte, meint sie lakonisch: »Was muß, das muß. Ich trink viel Kaffee.«

Aus Frau P. ist durch die zweijährige Arbeitslosigkeit ihres Mannes eine Gelegenheitsarbeiterin geworden: mal Briefe austragen, mal abends putzen gehen, mal Hilfsarbeiterin beim Hopfenbauern für 22,50 Mark pro halben Tag. Meistens macht sie alles zusammen: morgens Post austragen, mittags ins Hopfenfeld und abends Büros putzen.« Und für nachts hab ich dann noch Heimarbeit angenommen.«

Frau K., die bisher schweigend und fassungslos zugehört hatte, traute sich gar nicht mehr, von sich zu reden. »Wenn ich sowas höre ... dagegen hab ich's richtig gut.« Ihr Mann ist Bauleiter, 50 Jahre alt, arbeitslos seit einem Jahr. Vier Kinder – ihr ältester ist 19, der jüngste neun. »Wir haben jetzt viel Zeit füreinander. Mein Mann ist zwar

fürchterlich deprimiert – aber rein finanziell gesehen geht es uns gut.«

Die viele freie Zeit – wie nutzen sie die? »Wir wandern viel, laufen durch die Stadt. Wir könnten auch mal reden.« Wieso könnten? »Ich mein, die Zeit ist da. Es ist nur ... wir haben gar kein Thema mehr. Früher hat er immer von der Arbeit erzählt und ich vom Tage. Das fällt jetzt weg. Er hat keine Firmengeschichten mehr und was hier so läuft mit Preisen, Haushalt und den Kindern, das kriegt er ja mit. Und sonst ... was interessiert ihn? Was interessiert mich? Was interessiert uns zusammen? Wir wissen das nicht mehr. Das ist für mich das gute an der Arbeitslosigkeit. Da stehen zwei Menschen in einer Wohnung und haben vier Kinder und kein Thema. Das ist natürlich nicht gut ... ich mein, daß mir das auffällt, find ich gut. Wir wollen das auch ändern ... so eine Art neuer Anfang. Das wird ein schweres Stück Arbeit, glaub ich.«

Werden Frauen arbeitslos, verdienen sie nichts mehr. Sie sind aber nicht ohne Arbeit. Werden Männer arbeitslos, haben sie nichts mehr zu tun. Werden Ehemänner arbeitslos, haben Frauen doppelt und dreifach zu tun. Merkwürdig – oder?

MONIKA HELD



Fotos: Angela Neuke-Widmann

Wenn Männer arbeitslos werden, fangen Frauen manchmal an, sich Fragen zu stellen ...



Scheidung

Ab 1. Juli dieses Jahres tritt das neue Scheidungsgesetz in Kraft. Das bedeutet: Frauen, die die Absicht haben, sich scheiden zu lassen, müssen sich sehr gut überlegen, ob sie das noch nach dem alten Gesetz tun, oder aber, ob sie auf das neue Gesetz warten. Grundsätzlich ist dazu zu sagen, daß der Unterschied zwischen dem noch geltenden und dem reformierten Gesetz leider nicht so groß ist, wie zu hoffen war. Wirklich erleichtert wird eine Scheidung nach dem neuen Recht nur dann, wenn die Eheleute schon länger getrennt leben. Sind sie bis zur Scheidung zusammen, bleibt vieles so, wie gehabt: Dann muß bewiesen werden, daß auf Grund von »Eheverfehlungen« das Zusammenleben mit dem anderen unzumutbar ist...

Doch unter bestimmten Umständen ist es günstiger, noch vier Monate zu warten. Zum Beispiel, wenn die Frau nach dem heutigen Recht durch die Scheidung ihren Unterhaltsanspruch verlieren würde, weil sie »schuldig« geschieden wird. Denn nach dem neuen Scheidungsrecht ist die Unterhaltsfrage völlig getrennt von der Schuldfrage. Der finanziell Schwächere (und das ist ja fast immer die Frau) kann dann grundsätzlich von dem finanziell Stärkeren Unterhalt fordern – wenn schwerwiegende Gründe vorliegen, die eine eigene Erwerbstätigkeit unzumutbar machen (auch das trifft häufig auf Frauen zu, sei es, weil sie Kleinkinder haben, sei es, weil sie ohne Ausbildung und zu alt sind).

Scheidungswillige Frauen, die schon lange verheiratet sind, sollten bis Juli warten, da ihr Rentenanspruch nach dem neuen Recht sehr viel höher ist als jetzt! Nimmt der Mann jedoch die Alleinschuld auf sich oder ist ihm die Schuld nachzuweisen, ist eine Scheidung jetzt günstiger, denn die Frau bekommt dann höchstwahrscheinlich die Kinder und einen zeitlich unbegrenzten Unterhalt. Ab 1. Juli aber sieht es in einem solchen Fall anders aus: Schuldfrage und das Recht auf Sorge für die Kinder haben dann nichts mehr miteinander zu tun, und Unterhalt wird den Geschiedenen nur solange zugestanden, wie ihnen eine eigene Erwerbstätigkeit nicht zuzumuten ist.

Frauenrecht

Zur Zeit muß ein schuldig geschiedener Mann auch ganz allein die Scheidungskosten tragen – nach dem neuen Recht, nach dem die Schuldfrage keine Rolle mehr spielt, wird die Frau ganz emanzipiert die Hälfte zahlen dürfen...

In jedem Fall ist es für eine Frau, die sich scheiden lassen will, immer besser, nicht gleich zum Anwalt (zur Anwältin) zu rennen, sondern sich zuerst mit anderen Frauen, und möglichst mit solchen, die schon Erfahrung in dieser Situation haben, zu beraten! Denn für viele Schritte, die als erstes zu unternehmen sind, ist der (teure) Rat des Anwalts zunächst nicht erforderlich.

Ebenso grundsätzlich ist zu sagen, daß es fast immer besser ist, eine Anwältin zu nehmen, statt einen Anwalt. Was nicht heißt, daß ein weiblicher Scheidungsanwalt in jedem Fall qualifizierter ist als ein männlicher. Aber in den meisten Fällen können wir davon ausgehen, daß ein männlicher Anwalt eine geringere Sensibilität hat für die Probleme einer Frau. Zunehmend kommt es sogar vor, daß männliche Anwälte ihre privaten Aggressionen gegen Frauen (weil die eigene Ehefrau zum Beispiel unbequemer wird oder sich gar selbst scheiden lassen will) auf Mandantinnen übertragen. Immer häufiger ist sogar von Fällen zu hören, wo Scheidungsanwälte die Interessen ihrer eigenen Mandantin so schlecht vertreten haben, daß man fast glauben konnte, der Anwalt vertrete die Gegenpartei...

Nachfolgend ein paar praktische Ratschläge, deren Beachtung für das alte wie auch für das neue Scheidungsrecht wichtig ist.

Da ist als erstes die Kostenfrage. Eine Scheidung ist teuer. Das Teuerste sind die Anwaltsgebühren. In der Regel braucht jeder Ehepartner einen Anwalt im Ehescheidungsverfahren. Hier gibt es jedoch Ausnahmen, über die man sich vorher informieren sollte: Wenn, zum Beispiel, beide Parteien sich einig sind in Schuldfrage, Verteilung des Sorgerechts für die Kinder, Unterhaltsregelung und Schuldenverteilung. Solche einverständlichen Scheidungen nennt man »Konventionalscheidungen«. Sie haben den Vorteil, daß sie bei Gericht in fünf Minuten über die Bühne gehen und kosten weniger Geld und weniger Nerven. Aber Achtung: Die Regelung der offenstehenden Fragen ist vorher zu

fixieren. Dazu ist ein sogenannter Vergleich nötig. Dieser Vergleich kann privat zwischen den Eheleuten geschlossen werden (das ist erheblich billiger als mit Anwalt). Beide müssen dabei die Punkte, über die sie sich geeinigt haben, schriftlich festlegen und unterschreiben. Zu klären ist:

Wer bekommt die Kinder? Wer die Wohnung? Wie hoch soll der Unterhalt für die Frau sein? Und wie sollen die gemeinsamen Schulden, die man in der Ehe gemacht hat, verteilt werden? Grundsätzlich aber sollte die Frau keinen Unterhaltsverzicht erklären, denn so ein Verzicht hat neben anderen Nachteilen auch die Folge, daß sie keinen Anspruch auf Hinterbliebenenrente hat.

Kann aber über die Schuldfrage keine Einigung erzielt werden, muß die Scheidung, wie es so schön heißt, streitig durchgeführt werden – dabei genügt nicht die »Schuld« des anderen, sondern diese Schuld muß auch bewiesen werden können. Wenn zum Beispiel der Mann seine Frau schlägt, muß sie dafür Beweise bringen. Hierzu sollte die Frau sich mit Freundinnen, Nachbarinnen, Kolleginnen und Frauen aus Frauengruppen beraten und eine Strategie zurechtlegen, wie sie Beweismaterial sammeln kann. Etwa so: Wenn sie weiß, daß ihr Mann bald nach Hause kommt und sie möglicherweise schlagen wird, kann sie eine Freundin einladen. Wenn diese dann – auch aus dem Nebenzimmer – Zeugin der Mißhandlung wird, kann sie später vor Gericht darüber aussagen. Bei gutem Beweismaterial gelingt es vielleicht auch, den Mann doch noch zu einer einverständlichen Scheidung zu bewegen.

Will sich die Ehefrau nicht scheiden lassen und kann ihr auch kein Verschulden nachgewiesen werden, bleibt dem Mann nur die Möglichkeit, sich von ihr zu trennen. In diesem Fall muß er nach dem noch geltenden Recht für Frau und Kinder Unterhalt zahlen. Nach dem neuen Scheidungsrecht aber besteht diese Verpflichtung auch für den Fall, daß die Frau sich von ihrem Mann trennt!

Dieser Beitrag wurde verfaßt von der Gruppe Jurafrauen aus Hamburg. Dieselbe Gruppe hat einen »Scheidungsratgeber« zusammengestellt. Die Broschüre ist zu beziehen über: Büro Rechtsanwältin Petra Ewe, Neuenfelder Str. 4, 2102 Hamburg 93



Die häufigsten Scheidungsgründe, die von Mann und Frau genannt werden: Beleidigungen und Beschimpfungen, böswilliges Verlassen, böser Schein des Treubruchs, Drohungen, gleichgeschlechtlicher Verkehr, Lieblosigkeit, Alkoholmißbrauch. Die häufigsten Gründe, die vom Mann genannt werden: Abtreibung, Frigidität, Medikamentenmißbrauch, übertriebene Sauberkeit, Vernachlässigung des Hauswesens und der Kindererziehung, beharrliche Verweigerung der Mitarbeit und des ehelichen Verkehrs. Die häufigsten Gründe, die von der Frau genannt werden: Mißhandlungen, übertriebene sexuelle Anforderungen, wirtschaftliche Gefährdung der Familie, unwiderstehlicher Hang zum Gaststättenbesuch.

Der Frauenhof

Es fehlt an so vielem und immer weniger Frauen sind so naiv, an Sterntaler zu glauben und zu hoffen, daß es vom Himmel fällt... Die Frauen greifen zur Selbsthilfe. Sie eröffnen Zentren, Frauencafés und Häuser für geschlagene Frauen, sie geben Bücher heraus und Schallplatten, machen ihre eigene Musik und lernen Karate. In jedem Heft wird EMMA ein Selbsthilfe-Projekt von Frauen vorstellen (wir bitten Gruppen, die interessante Projekte machen, sich bei uns zu melden!). Der Gaiganzer Hof ist das erste.

Das geht doch nicht, da erfriert ihr ja... « Die Wirtin der Gaststätte »Waldesruh« sorgt sich um ihre Kundinnen. Im Frauenhof ist das Heizöl ausgegangen... Anfangsschwierigkeiten bei dem gemeinsamen Versuch von ein paar hundert Frauen (!), »ihr« Haus auf dem Land zu haben. Ein Haus, das für sie selbst genauso offen steht wie für jede Frau, die Lust und Zeit hat, ein paar Tage im fränkischen Gaiganz zu verbringen, einem Dorf mit Feldern, Baum-schulen, Erdbeeren und Meer-rettich.

Jetzt schickt die Wirtin den Enkelsohn los, der organisiert einen Kanister Heizöl. Das Winter-Wochenende auf dem Land ist gerettet...

Seit es den Frauenhof gibt, hat das Dorf oft was zu reden und zu rätseln. Die fremden Frauen verhalten sich anders als die Einheimischen. Sie wollen »unter sich« sein, das heißt: unter Frauen. Selbst die, die abends in der »Waldesruh« einen Schoppen trinken, selbst die suchen keinen Anschluß – wundern sich die Bauern.

Die Männer in der Wirtstube verziehen das Gesicht, als ich mit ihnen über den Frauenhof rede. Der Hof steht zwar mitten im Dorf, doch über Rätselraten sind die Einheimischen bisher nicht hinausgekommen: Was die wohl machen...? Und: Wie die schon aussehen... »Einen gepflegten Eindruck machen sie jedenfalls nicht«, sagt einer der Bauern. Er hat Stiefel und Stall-jacke an. Die alte Wirtin – Kopftuch, besticktes Samtmieder – mag das Männerurteil nicht auf den jungen Frauenzim-mern sitzen lassen: »Bloß am Anfang warn's a weng g'schlam-

pert, aber dann muß amal jemand was g'sagt ham zu ihnen. Seitdem sehns' ordentlicher aus. Und anständig sins' sowieso alle.«

Was die Gaiganzer nicht wissen: Der Frauenhof ist nach fünf Jahren Frauenbewegung das erste gemeinsame Ferienhaus! Selbst-bezahlt und selbstorganisiert von mehreren Frauengruppen aus der Bewegung.

Als eine Handvoll Frauen aus dem Nürnberger Frauenzen-trum erstmals überlegte, ob man den freiwerdenden, eine knappe Autostunde entfernten Bauernhof nicht mieten sollte, da gab es ein großes Problem: das Geld. Sie haben es inzwischen fast ge-löst: Genau 21 Frauengruppen aus der ganzen Bundesrepublik und aus Berlin beteiligen sich an der Miete. Jeden Monat über-weist jede Gruppe, je nach Kas-senstand, bis zu 50 DM. Und es klappt sogar.

Die Frauen, die ein paar Tage oder länger in dem riesigen alten Viereckhof zubringen, wollen sich hier entspannen. Sie kommen, um ohne Zeitdruck und Alltagsbelastung miteinander zu reden, sich besser kennenzuler-nen. Oft stammen sie aus ver-schiedenen Städten und haben sich nie gesehen, bevor sie sich um den runden Küchentisch versammeln. Viele gehören zu einer Gruppe, aber auch fremde Frauen waren schon da. Sie hat-ten von Gaiganz gehört und an



»Bloß am An-fang warn's a weng g'schlampert. Und anständig sins' sowieso alle.«

das Nürnberger Frauenzentrum geschrieben, das die Anmeldungen aufnimmt und koordiniert. (Anmeldung schriftlich und frühzeitig an Frauenzentrum, Regensburger Str. 41, 85 Nürnberg.)

Was in Dänemark schon seit Jahren selbstverständlich ist (da organisiert die Kopenhagener Frauengruppe in jedem Jahr mit finanzieller Unterstützung des Staates ein Ferienlager für Frauen und Kinder auf der Insel Femø), das war bisher in der Bundesrepublik unmöglich: Frauen, die mal ohne Mann, mit Freundinnen oder Kindern, ihre Ferien verbringen oder sich auch nur mal ein paar Tage allein ausruhen wollten, die waren oft ganz ratlos.

In Gaiganz sind alle willkommen. Junge und Alte. Hausfrauen und Studentinnen. Frauen, die zu den Gruppen gehören, die sich an der kollektiven Finanzierung des Frauenhofs beteiligen, brauchen nur zwei Mark pro Kopf und Übernachtung zu bezahlen. Alle anderen drei Mark pro Tag.

Der Preis ist die einzige Ähnlichkeit mit einer Jugendherberge. Im Frauenhof gibt es keine Hausordnung, wird niemand bevormundet, bemuttert, verwaltet. Die Folge: manche fühlen sich gar nicht verantwortlich,

andere ganz besonders. Im Treppenhaus hängen Zettel, auf denen Frauen Anregungen notiert haben: Im Garten könnten wir im Frühling etwas anbauen, Kräuter zum Beispiel; wer Lust dazu hat, kann das Obst in der Apfelkammer verarbeiten (Bakken, Marmelade, Kompott); eine Dunkelkammer ließe sich einrichten; die Scheune wäre prima geeignet als Töpferwerkstatt etc. etc.

Doch Pläne dieser Art sind nicht nur eine Frage des Geldes, sondern auch der Organisation. Es ist nicht unkompliziert, Projekte durchzuführen, an denen so viele beteiligt sind: da wollen alle mitreden. Im September fand das erste Organisationswochenende statt. Die Nürnbergerinnen hatten dazu einen Rundbrief an die 21 Gruppen geschickt, die sich an der Miete beteiligen. Diskutiert wurde über die Zukunft des »Frauenferienzentrums Gaiganz«.

Das Nürnberger Frauenzentrum wäre inzwischen froh, wenn mindestens eine Frau ständig in Gaiganz wohnen und ein bißchen nach dem Rechten sehen könnte. Pannen, wie ein leerer Heizöltank oder eine überlaufende Jauchegrube, blieben den Frauen dann vielleicht erspart. Deshalb Punkt Nr. 8 im letzten Rundschreiben: »Wer hätte ab

Sommer 1977 Lust, als Hausverwalterin, allein oder zu mehreren, in Gaiganz fest zu wohnen, d. h. Übernahme der Verwaltungsarbeit gegen geringe Bezahlung und kostenloses Wohnen?« Infrage käme eine Frau, die beruflich nicht zu sehr gebunden ist, gern mit Frauen zu tun hat und das Landleben mag.

Für Ende Januar haben sich rund dreißig Frauen angemeldet zum Arbeitswochenende – das Haus muß renoviert werden. Zwar haben auch jetzt schon viele Frauen versucht, die Räume behaglich einzurichten, aber es fehlt noch manches. Weit mehr Frauen könnten in Gaiganz ihre Ferien verbringen, wenn z. B. die zweite Küche eingerichtet würde. Dazu müßten Regale gebaut werden; Geschirr, Stühle, ein Kühlschrank fehlen. Wände müssen gestrichen werden.

Die Schlafräume sind improvisiert, aber gemütlich – Matratzen, bunte Kinderbilder, Blumen. Frauen, die schon einmal in Gaiganz waren, kommen meistens wieder und bringen dann etwas mit, um's noch hübscher zu machen. Wer zuhause Handtücher oder Teppiche, Bücher oder Wolldecken entbehren kann – alles ist willkommen.

HEIDI MEINECKE



Die Bauern
wundern sich:
Die suchen kei-
nen An-
schluß...

Fotos: Angela Neuke-Widmann



Poggensee bei Nusse über Panten/Kreis Lauenburg Schleswig-Holstein

Poggensee liegt inmitten von Tabakfeldern. Es hat etwa siebzig Häuser. Kein Kino, kein Laden, keine Kirche. Eine Kneipe, aber die ist nur zu Festen geöffnet. Jeder weiß, wie der andere lebt und was er besitzt. Fünf Bauernhöfe, sonst kleine Häuser mit Gemüsegärten. Viele alte Frauen, Familien mit Kindern, einige davon Flüchtlinge. Einer der Bauern in Poggensee baut Tabak an. Virginia-Pfeifentabak. Mit 18 Hektar ein Kleinbetrieb, der nur durch Anbau von Monokultur existieren kann. Die Ernte der sonnengereiften Tabakblätter von Anfang Juli bis Ende September ist Frauenarbeit. Ein Tag einer Landarbeiterin: Aufstehen gegen sechs Uhr. Frühstück für Mann und Kinder. Um acht Uhr Arbeitsbeginn. Von zwölf bis halb zwei Mittagspause. Zeit zum Essen. Und etwas Zeit für den Haushalt. Um siebzehn Uhr ist Arbeitsschluß. Schnell noch mit dem Rad ins nächste Dorf zum Einkaufen. Vorkochen für den nächsten Tag, sauber machen, aufräumen, die Kinder versorgen, Hausaufgaben nachsehen, Gartenarbeit. All dies ist Frauensache und bleibt auch so. Die Männer helfen nicht. Trotz ihres Acht-Stunden-Tages und einer gesetzlich geregelten Fünf-Tagewoche. Der Haushalt muß reibungslos funktionieren, auch wenn die Frau noch auf dem Feld arbeitet. Beim Fernsehen noch ein bißchen nähen oder stopfen. Um 22 Uhr ist der Tag dann vorbei. Am Wochenende manchmal Familienfeste, Ernte- oder Schützenfeste, organisierte Ausflüge mit dem Pastor aus dem Nachbardorf. Aber die meiste Zeit: Haushalt, Kinder, Garten. Die Frauen, die seit Jahren ihr Geld bei der Tabakernte verdienen sind: Toni, Anni, Giesela und Frau Schuld. Die Tochter des Bauern, Christel, fährt den Erntewagen. Die Fotografin, Barbara Metzloff, hat sechs Wochen bei den Frauen verbracht und sie bei ihrer Arbeit beobachtet.

→



Frau Schuld, Toni,

Emma



Ausi und Gisella

8 Uhr
Arbeitsbeginn.
Geerntet wird
mit einem großen
Wagen. Einer
extra für
den Tabak
konstruierten
Pflückmaschine.



Der Wagen
fährt langsam
durch die endlos
langen Reihen von
Tabakpflanzen.



Oben stehen
zwei Frauen.
Sie legen die
Blätter
zwischen zwei
Holzleisten,
befestigen sie
und stapeln
die Blätterstege
im hinteren Teil
des Wagens.



Unten sitzen
drei Frauen.
Sie pflücken
die reifen
Blätter ab,
die dann
zu einem Bündel
zusammengelegt
mit einem
Förderkorb
nach oben
gelangen.





Die Frauen oben stehen die ganze Zeit. Ein fertiger Tabaksteg wiegt acht Pfund. Sie arbeiten genau und schnell. Kaum ein Blatt wird vergessen.



Die Frauen unten sind sieben Stunden im Pflanzengewirr und pflücken. Schwüle, heiße Tage sind mörderisch.



Warum die Frauen arbeiten: Eine tut es nicht wegen des Geldes. Sie hat es gegen den Willen ihres Mannes durchgesetzt. Die anderen brauchen das Geld.



Per Rad ins nächste Dorf zum Einkaufen. Um 22 Uhr ist der Tag vorbei.

»Ich bin Feministin«



Margarete Mitscherlich, die Autorin, ist seit über 20 Jahren Psychoanalytikerin und Dozentin am Freud-Institut in Frankfurt. »Müssen wir hassen« ist ihr bekanntestes Buch. Sie ist außerdem gemeinsam mit ihrem Mann Alexander Mitscherlich Autorin mehrerer Bücher. Ihre eigene Betroffenheit und ein längerer Aufenthalt in Amerika, wo das Bewußtsein für die Diskriminierung von Frauen und auch die Debatte über das Frauenfeindliche in der Psychoanalyse schon fortgeschrittener ist, haben sie besonders für die Frauenfrage sensibilisiert.

Ich bin Psychoanalytikerin. Der Widerstand der Feministinnen gegen die Psychoanalyse ist bekannt. Wenn ich mich trotzdem gleichzeitig als Feministin bezeichne, meine ich damit, daß ich es als meine Aufgabe ansehe, mich, wo immer es mir möglich ist, für die Rechte meiner Geschlechtsgenossinnen einzusetzen. Vor allem aber möchte ich gemeinsam mit ihnen begreifen lernen, warum die Frauen seit jeher so bereitwillig ihre gesellschaftliche Degradierung verinnerlichten. Das zu begreifen, dazu kann meines Erachtens gerade die Psychoanalyse einiges beitragen.

Vor allem der psychoanalytische Begriff des Penisneides wird von Feministinnen mit dem Argument abgelehnt, sie beneideten die Männer nicht um ihren Penis; sondern um ihre größere gesellschaftliche und berufliche Freiheit. Dies sei eine von den Männern geschaffene Realität und nicht Ausdruck einer von der Natur gegebenen besseren Anatomie. Doch hier wird nicht zwischen bewußten und unbewußten Denk- und Erlebensweisen oder zwischen kindlichen Erfahrungen und ihrer psychischen Verarbeitung und den Erfahrungen der erwachsenen Frau unterschieden. Meines Erachtens ist kaum zu übersehen, daß bei unserer Art der Erziehung das kleine Mädchen in der Tat oft einen Penisneid entwickelt. Wie sollte es auch anders sein? Denn es erlebt seinen Penismangel als handfesten Beweis für die unterschiedliche Bewer-

tung, die es in der Regel im Gegensatz zum Bruder von seinen Eltern erfährt, und die es dann aufgrund der Wahrnehmung der unterschiedlichen Anatomie zu begreifen glaubt.

So entsprachen auch Freuds Beschreibungen der Psychologie der Frau in vielem dem, was er in seiner Praxis zu sehen bekam. Wenn er den Penisneid aber als unausweichliche Folge der psychischen Verarbeitung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes ansah und die Folgen gesellschaftlicher Minderbewertung und entsprechender Sozialisation unterschätzte, zeigt das auch seine gesellschafts- und geschlechtstypischen Grenzen. Dennoch: Trotz mancher phalozentrischer Einseitigkeiten seiner Theorien über die Frau deckte Freud wie kein anderer die komplizierten psychischen Entwicklungen und Verhaltensstrukturen der Frau auf! So haben sie sich in Jahrhunderten der Unterdrückung herausgebildet.

Durch die offensichtliche Veränderung weiblicher Verhaltensweisen im Laufe der letzten 50 bis 60 Jahre ließ sich deren Abhängigkeit von gesellschaftlichen Verhältnissen und Vorurteilen nicht mehr übersehen. Außerdem haben sich seit Freud die Kenntnisse der frühen Kindheit vertieft und beeinflussen die Theorien von der Entwicklung zur Weiblichkeit. Beide Geschlechter identifizieren sich mit der in ihrer frühen Kindheit für sie allmächtigen Mutter.

Brust- und Penisneid

Mit der Entdeckung der Geschlechtsunterschiede führt das kleine Mädchen die Ambivalenz der Eltern ihm gegenüber dann zu recht auf diesen Unterschied zurück. Daraus entwickelt sich der Penisneid. Er spielt in den ersten Jahren beim kleinen Mädchen selten eine große Rolle, denn in dieser frühen Kindheit setzen sich Knabe wie Mädchen weit mehr mit dem, was als »Brustneid« bezeichnet wird, auseinander. Beide gönnen ihren kleineren Geschwistern weder die Brust der Mut-

ter, die auch durch die Flasche repräsentiert werden kann, noch deren größere Zuwendung. Die totale Abhängigkeit des kleinen Kindes von der Liebe und Fürsorge der Mutter erzeugt unweigerlich eine Ambivalenz der Gefühle ihr gegenüber. Nur indem beide Geschlechter sich in ihrer kindlichen Weise mit ihrer idealisierten Mutter zu identifizieren suchen, indem sie sie nachahmen, in ihrer Phantasie selber Kinder gebären und versorgen können etc., lernen sie mit ihrer Hilflosigkeit und ihrem Neid besser umzugehen.

Realitätsferne Analyse

Die Verinnerlichung mütterlicher Funktionen und Verhaltensweisen scheinen beim Mädchen stabiler zu sein als beim Knaben, da sie gesellschaftlich unterstützt werden. Beim Knaben ist das anders, von ihm wird etwa ab 3, 4, 5 Jahren gefordert, ein kleiner Mann zu sein, d. h. er wird dann oft zu einem aggressiven und gefühlsunterdrückenden Verhalten angeleitet. Wenn er in diesen ihm aufgezwungenen Lebenskämpfen bei der Mutter Trost sucht, pflegt auch sie ihm mit relativem Unverständnis zu begegnen und ihn zur sogenannten »Männlichkeit« anzuhalten. Diese von der Gesellschaft geforderte Lösung von der Mutter und ihren Verhaltensweisen bedeutet für den Knaben die Unterbrechung einer wichtigen Identifikationslinie und die Störung bestimmter Verinnerlichungen, d. h. auch den Bruch eines Selbstbildes, das sich langsam zu formieren begonnen hatte. Die Enttäuschungen an der Mutter werden für den bisher vorgezogenen und mehr als das Mädchen verwöhnten Knaben besonders schmerzhaft sein. Das wird einen untergründigen Haß auf die Mutter noch verstärken, der – so Zilboorg und andere Analytiker – wegen der völligen Abhängigkeit von ihr und den damit unweigerlich verbundenen Enttäuschungen schon in der allerfrühesten Kindheit seine unbewußten Wurzeln hat. Folgt man allerdings zu eng der

psychoanalytischen Denktradition, in der die sozio-kulturellen Phänomene vorwiegend als eine Projektion unserer inneren Konflikte oder als ihr Lösungsversuch angesehen werden, setzen wir uns als Analytiker allerdings leicht der Gefahr aus, die objektiven gesellschaftlichen Zwänge zu unterschätzen und die historische Entwicklung einseitig »psychologistisch« zu interpretieren.

Falsche Mütterlichkeit

Was wird heute unter Mütterlichkeit verstanden und welche unterschiedlichen Positionen hat die Frau in der Familie? Selbstständigkeit, die Fähigkeit zur Selbstverwirklichung und Macht, Eigenschaften, welche die Mutter und Frau der Prähistorie nach den Vorstellungen von Zilboorg und anderen geprägt haben soll, wird heute mit dem Begriff der Mütterlichkeit gewiß nicht mehr verbunden. Opferbereitschaft und Selbstlosigkeit, menschliche Eigenschaften von zweifellos hohem Wert, werden, einseitig von der Mutter gefordert, leicht dazu verwendet, diese auszunutzen und von ihr zu fordern, ausschließlich für Mann und Kind zu leben. Gerade diese ihr aufgezwungene Selbstaufgabe, eine Eigenschaft, die in unserer Gesellschaft gewiß nicht hoch bewertet wird, führt dann wieder dazu, daß das heranwachsende Mädchen und auch der Knabe, die Mutter zunehmend als wertlos in ihrer Unfähigkeit, sich selbst durchzusetzen, erleben. Die Identifikation mit ihr erhöht dementsprechend für die Tochter das Gefühl eigener Wertlosigkeit. Mit recht stellt Hagemann-White fest: »Eine Mutter braucht Eigenschaften, die in unserer Kultur als männlich definiert werden: allen voran Selbstbewußtsein und eigene Lebensinhalte, bei deren Verwirklichung sie dem Kind vorleben kann, was ein erwachsener Mensch ist.«

Nicht selten wird Einfühlungsfähigkeit, sich unter Umständen für die Interessen des anderen mehr als für die eigenen einzu-

setzen, mit »mütterlich« gleichgesetzt. Weswegen dann auch vom Mädchen Selbstlosigkeit und Geduld gefordert wird, beim Knaben und später beim Mann Selbstbehauptung. Das führt oft zu der Auffassung, daß beim Mann Egoismus und Egozentrismus als natürlich anzusehen seien. Schon früh formen solche elterlichen Erwartungen, die in der Erziehung und der familiären Atmosphäre ihren Ausdruck finden, die Charaktere der Kinder. Kurz zusammengefaßt könnte man sagen: der Vater ist so, wie er von den Kindern außerhalb der Familie wahrgenommen oder phantasiert wird, der Bestimmende, von dem man abhängig ist, das Ideal, das man verwirklichen möchte. Innerhalb der Familie ist er dagegen nicht selten ein verwöhntes Kind, abhängig von der Mutter, unfähig die Interessen anderer über die eigenen zu stellen. Diese Seite des Vaters wird insgeheim von der Mutter verachtet, eine Verachtung, die sich auf die Kinder überträgt.

Bei der Mutter ist es umgekehrt. Innerhalb der Familie ist die Mutter diejenige, an die sich alle wenden, die Starke, die allein Hilfe bringen kann, wenn man sich schwach und elend fühlt. Außerhalb der Familie hat sie keinerlei Position, wird sie lächerlich gemacht, schämt man sich ihrer oft.

Zum Beispiel Helga

Um klar zu machen, was ich damit meine, will ich ein Beispiel aus meiner täglichen Praxis erzählen. Da ist Helga. Eine unverheiratete, berufstätige Frau von etwa 40 Jahren. Sie wünscht eine analytische Behandlung, da sie in eine ihr ausweglos erscheinende Situation geraten ist. Besonders bedrückt sie ihr Verhältnis zu einem langjährigen Freund, der verheiratet ist und sich nicht zwischen seiner Frau und ihr zu entscheiden vermag. Beruflich ist sie recht erfolgreich. Freundschaften mit Frauen sind in ihrem Leben stabil gewesen und haben ihr im Laufe der Zeit über manche Schwierigkeiten und Einsam-

keitsgefühle hinweghelfen können.

Die aus bürgerlichen Verhältnissen stammenden Eltern lebten in einer für dieses Milieu typischen Ehe. Der Vater, der in seinem Beruf durchaus »seinen Mann« stand, war zu Hause anspruchsvoll, wurde verwöhnt und war von der Mutter sehr abhängig. Diese ließ die Kinder, einen Sohn und ihre Tochter, die gelegentliche Verachtung für ihren Mann deutlich spüren. Das bedeutete aber keineswegs, daß sie nicht voll mit der patriarchalischen Weltordnung identifiziert war, die in ihrer Umwelt noch unbefragt hingenommen wurde. Entsprechend erzog sie ihre Kinder.

Die Tochter wurde von vornherein weniger ängstlich behandelt und altersentsprechenden Enttäuschungen ausgesetzt. Von ihr verlangte die Mutter dasselbe, was die Umgebung von der Mutter erwartete: nämlich Einfühlung, Anpassung, Geduld, gleichmäßig liebevolles Verhalten etc.

Dementsprechend entwickelte sich im Laufe der Zeit eine Beziehung zwischen Mutter und Tochter, die inniger war als diejenige zwischen Mutter und Sohn – allerdings blieb Helga übermäßig abhängig von der mütterlichen Liebe, deren sie unbewußt nie so ganz sicher war. Die Mutter hatte z. B. wenig Verständnis für gelegentliche Wutausbrüche der Tochter, erlaubte ihr im Gegensatz zum Bruder nicht, aggressives Verhalten an den Tag zu legen etc.

Helga war durch die frühe, aber auch selbstverständlich von ihr geforderte Übernahme mütterlicher Funktionen selbständiger als ihr Bruder und dadurch in mancher Hinsicht lebensfähiger. In der ödipalen Phase ihrer Kindheit, mit 5, 6 Jahren etwa, und auch später identifizierte sie sich ganz offensichtlich mit dem bevorzugten Bruder – zumindest schien das ihrem Äußeren und ihrem Verhalten nach so: Sie ließ sich ihr Haar kurz schneiden, trug Hosen, tat sich in sportlichen Betätigungen wie Klettern, Schwimmen, Springen etc. oder auch durch Mut und

Tüchtigkeit und schulische Leistungen hervor. Ihr Verhalten wurde von der Mutter unterstützt. Solche Formen von Identifikationen mit Verhaltensweisen, die in unserer Gesellschaft als männlich angesehen werden, finden ja oft die Billigung der durchschnittlichen Mutter unserer Gesellschaft und entsprechen deren Vorstellungen von Tüchtigkeit und Erfolg, auch für ihre Töchter.

Zum Vater gewann Helga nie eine rechte Beziehung. Er war durch sein egozentrisches Kreieren um die eigenen Nöte und seine Anspruchshaltung und Abhängigkeit von der Mutter auch kein Mensch, mit dem eine tiefere Beziehung leicht zustande kommen konnte. Wenn auch die Identifikation mit ihm – was in der Familie täglich zu beobachtende mitmenschliche Eigenschaften betraf – wenig anreizend war, so blieb doch seine berufliche Tätigkeit und die Anerkennung, die er in seiner Umgebung dafür fand, ein Grund, ihn zu bewundern und den Wunsch zu entwickeln, ähnlich erfolgreich zu werden. Es war ja auch Sitte, in der Schule vor der Klasse nach dem Beruf des Vaters gefragt zu werden und es war klar, daß dadurch das eigene Ansehen sehr von dem des Vaters abhing.

Diese Mutter, die man wohl als durchschnittlich gute Mutter wie auch als typische Vertreterin ihrer Umwelt ansehen darf, war eben gerade deswegen das, was Phyllis Chesler als »Kapitulantin« beschrieben hat. Sie brachte der Tochter bei, daß die Männer zwar in vielem kindisch und verächtlich seien, aber unveränderbar und zudem diejenigen, von deren Ökonomie und gesellschaftlicher Anerkennung man abhängig ist. Es sei eben das Schicksal der Frau, daß man sich den Männern, ihren Wünschen und Verhaltensweisen zu fügen habe. Dementsprechend lernte die Tochter früh den inkonsequenten Verhaltensweisen des Vaters schweigend und achselzuckend zu begegnen, sich der Tyrannei ihres Bruders, wenn auch mit unterdrücktem heftigen Zorn zu beugen. Einerseits wurden also ihre »männlichen«

Eigenschaften wie Selbständigkeit, wie Mut, Leistungsfähigkeit etc., von der Mutter gefördert, andererseits lehrte man sie die Kapitulation, d. h. die Unveränderbarkeit der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern. Daß letzten Endes – trotz aller Verachtung und Ambivalenz – Vater und Bruder als die Wertvolleren, zumindest die Mächtigeren angesehen und akzeptiert wurden, bestimmte das Weltbild der Mutter und ihrer Umwelt und war Ursache der tiefgehenden Gefühle von Wertlosigkeit in der Tochter.

Nach der Berufsausbildung, die Helga mit Erfolg beendete, war auch sie im Beruf stets anerkannt. Gleichzeitig warf man ihr aber ihre berufliche Tüchtigkeit und »männliche« Durchsetzungsfähigkeit als unweiblich vor.

Freundschaften mit Frauen spielten weiterhin in ihrem Leben eine große Rolle. Sie waren meist beständig, zuverlässig und herzlich. Ihre Beziehungen zu Männern dagegen waren schwierig. Da sie als Frau anziehend war, bewarben sich immer wieder Männer um sie. Sobald sich daraus eine intime Beziehung entwickelte, begab sie sich ganz gegen den eigenen bewußten Willen in die Rolle der Mutter, d. h. sie war sowohl unterwürfig wie sie untergründig verachtete. Langjährig unglücklich blieb die erwähnte Beziehung zu ihrem verheirateten Freund, in dem sie endlich jemanden zu finden glaubte, der ihr überlegen war. Dementsprechend ließ sie sich erniedrigen und hinhalten. In der Analyse stellte sich heraus, daß sie auf diesen Mann sowohl Aspekte der bewunderten Mutter ihrer frühen Kindheit übertragen hatte, als auch die Hoffnung nicht aufgeben konnte, er möge doch das frühe Idealbild beider Eltern verwirklichen können.

Ohne Ideale kann offenbar niemand leben, die Mutter hatte durch ihre inkonsequente Haltung sich selber als Vorbild zerstört, der Vater konnte nur in Teilaspekten gesellschaftlicher Anerkennung ihre Bedürfnisse nach Idealisierung erfüllen. Indem sie ihre Ambivalenz ihrem

langjährigen Liebhaber gegenüber verdrängte, wurde sie von einer Mischung von unbewußter Aggression und Schuldgefühlen beherrscht. Das führte zu der quälenden Beziehung, in der sie sich weder durchsetzen noch sich von ihrem Freund zu lösen vermochte.

Weibliche Illusionen

Der Unwille, die widersprüchliche Rolle zu übernehmen, die eine Mutter in unserer Gesellschaft hat, nimmt bei den Frauen der jüngeren Generation zu. Sie wollen oft keine Kinder mehr, weil es ihnen widerstrebt, sich als Frau einerseits verachtet zu fühlen, andererseits innerhalb der Familiengemeinschaft die Mutter aller ihrer Mitglieder, d. h. auch im gewissen Sinne die einzig Erwachsene sein zu sollen. Dazu kommt noch die Kinderfeindlichkeit einer an männlich-narzißtischen Bedürfnissen und Idealen orientierten Gesellschaft.

Die Orientierungsschwierigkeiten, wie man sich denn nun eigentlich als Frau verhalten soll, sind groß und werden den Frauen von keiner Seite leicht gemacht. Es ist überdies eine nur mühsam zu leistende Aufgabe, sich von tiefsitzenden psychischen Identifikationen zu befreien, die in den prägenden Erlebnissen der Kindheit ihre Wurzeln haben. Dazu braucht es eine lange Zeit der Bewußtmachung. Die Bearbeitung und Anwendung von Verhaltensweisen, die aus solchen unbewußten Identifikationen stammen, ist mühsam und langwierig.

Wir Frauen sollten uns davor hüten, uns Illusionen über uns selbst hinzugeben oder uns einem Wunschenken zu überlassen. Denn es geht für uns zwar auch, aber nicht nur um die Befreiung von gesellschaftlichen Zwängen. Von nicht geringerer, vielleicht noch größerer Bedeutung ist die Auseinandersetzung mit den psychischen Zwängen, d. h. mit der bei den meisten Frauen immer noch ungebrochenen Verinnerlichung ihrer gesellschaftlichen Degradierung.

Margarete Ritschert

Des Mannes Wunderhorn

Der Entschluß, keine eigenen Kinder haben zu wollen, entstand nicht von heute auf morgen und nicht aus irgendeiner Stimmung heraus. Seit sieben Jahren sind wir miteinander befreundet. Gut befreundet. Und immer wieder haben wir es beredet. Wir sind darüber älter geworden. Eines guten Tages – Mitte dreißig – wußten wir es ganz genau: Wir wollen »ohne« bleiben.

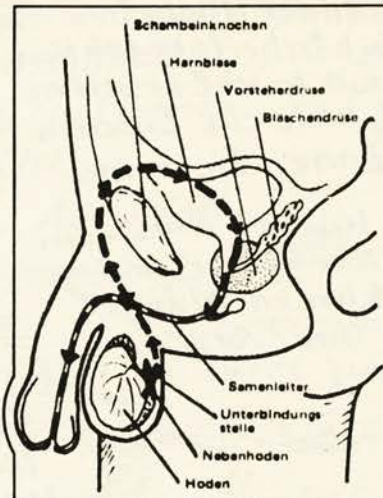
So. Die Entscheidung war endgültig gefallen, und jetzt kam die zweite Etappe: Wie wollen wir »es« machen? Zuerst denkt man an das Gängige, ans Übliche: Die Frau läßt sich sterilisieren. (Noch zwanzig Jahre die Pille zu nehmen, stand gar nicht erst zur Debatte.) Eine Untersuchung beim Frauenarzt (»Was? Sie wollen keine Kinder? Na, wenn Sie's erst im Arm hätten, hätten Sie's auch lieb...«) ergab, daß bei mir nur die Methode mit der Öffnung der Bauchdecke in Frage kommt – Tubenligatur mit Krankenhausaufenthalt. Das fanden wir beide nicht gerade gut.

Man wird ja impotent

Und wenn man wirklich gar kein Kind will, also nicht in ein paar Monaten alles rückgängig machen möchte, dann ist auch Spirale und Pessar, Schaum vorher und Schaum nachher und was es noch alles gibt, sinnlos und überflüssig. Er kam als erster auf die Idee: Da habe doch mal in MS, der amerikanischen Frauenzeitschrift, was gestanden von Vasektomie oder so ähnlich, das sei ein Eingriff beim Mann und ganz harmlos.

Die erste Frau, die darauf blöd reagierte, war ich: Aus lauter Liebe müsse er sich doch nun nicht gleich kastrieren lassen, haha. Aber er fand das gar nicht so komisch, und wir ließen uns bei Pro familia beraten: Mit Kastration hat Vasektomie oder Vasotomie nichts zu tun (siehe Zeichnung).

Pro familia gab uns Adressen von Ärzten, die die Vasotomie durchführen, die Preise schwankten zwischen 600 und 200 Mark. Wir fragten auch andere Ärzte, einfach schon des-



halb, weil ihre Antworten so abenteuerlich ausfielen: Davon wird man ja impotent! Das ist aber ein Verrat an der Männerwelt! Ja, wollen Sie denn als Ochse rumlaufen? Machen Sie das lieber nicht, denn wenn morgen Ihre Frau stirbt – was wir nicht hoffen wollen, nicht wahr – dann lernen Sie vielleicht eine andere kennen, die will Kinder – und dann? Häufigstes Argument: Die Frau solle den Eingriff machen lassen, denn bei ihr sei ja ohnehin in ein paar Jahren alles vorbei, während er doch noch bis ins hohe Alter könne. Auf die Idee, daß auch ein Mann von sich aus keine Kinder will, kam keiner.

Na, erlaube mal...

Schließlich aber fand sich ein Arzt, selbst Vater mehrerer Kinder, der unsere Entscheidung respektierte und zur Vasotomie als dem kleinsten und harmlosesten Eingriff riet. Trotz juristisch unklar formulierter Situation vasotomiert er seit dreißig Jahren, in keinem Fall sind je Nebenwirkungen oder Schäden aufgetreten.

Für 200 Mark führte er bei lokaler Betäubung den Mini-Eingriff durch. Danach brachte der Pfleger ans Ruhebett ein Pornoheftchen, zum Test, ob »es« noch geht... Nach einer halben Stunde konnten wir zusammen die Klinik verlassen. Die Narben heilten in wenigen Tagen ab, heute – nach einem halben Jahr – sieht man die Stellen nicht einmal mehr, an denen die winzi-

gen Schnitte gemacht wurden.

Und jetzt entwickelten wir eine Art missionarischen Bewußtsein: Warum ließ sich unsere Freundin nach drei schweren Geburten sterilisieren? Wir rieten ihrem Mann zur Vasotomie und stießen auf entrüstetes Unverständnis: »Sowas würde ich von ihm nie verlangen«, sagte sie. Und er: »Und ich würde es nie machen.« Warum nicht? »Na, erlaube mal.« Ein Freund, dem seine Schwierigkeiten mit wechselnden sexuellen Verhältnissen über den Kopf wuchsen, zahlt lieber weiter Abtreibungen, als daß er sich »kastrieren« ließe. Im Gespräch mit Männern stellten wir generell fest: Für sie ist Zeugungsfähigkeit gleichbedeutend mit Potenz. Wer keine Kinder machen kann, der kann auch sonst nicht.

Die Macht, zu schwängern

Von der Frau dagegen wird verlangt, daß sie diese ganzen Sachen mit der Empfängnisverhütung regelt – irgendwie. Wir sind ja so wunderbar emanzipiert! Die Besorgten unter den Männern schicken uns zum Gynäkologen. Denn die Pille ist ja krebserregend, und das wissen sie. Aber selbst etwas unternehmen – das lehnen sie entrüstet ab. Das hat mich nachdenklich gemacht. Ich frage mich, was da so alles dahintersteckt hinter dieser männlichen Angst vor dem Verlust der Zeugungskraft. Es ist sicherlich nicht nur Einbildung, sondern auch eine Tatsache, daß Männer damit – so wie die Dinge heute laufen – eine Macht haben: die Macht, Frauen zu schwängern, sie auch einer ungewollten Mutterschaft auszuliefern.

Wie relativ solche Tabus sind, sehen wir am Beispiel Indien. Da wird die Vasotomie staatlich gefördert, und Männer, die den Eingriff machen lassen, werden mit einem Transistorradio belohnt. Wenn es in die Bevölkerungspolitik paßt, dann wird also sogar die heiligste aller Kühe, die männliche »Potenz« geschlachtet. In Kalkutta ist des Mannes Wunderhorn nicht so heilig wie in Castrop-Rauxel.

ELKE HEIDENREICH

Zur Zeichnung: Bei der Sterilisation des Mannes werden die Samenleiter durchtrennt, so daß keine Samenflüssigkeit mehr aus den Hoden in den Samenerguß gelangen können. Dazu werden an der Rückseite des Hodensackes zwei je zwei lange Schnitte gemacht... Der Samenerguß erfolgt beim sexuellen Verkehr wie vor dem Eingriff, er ist jedoch frei von Samenflüssigkeit. Der Samenerguß wird nämlich im Hoden, sondern in der Prostata gebildet. Lediglich die Samenflüssigkeit selbst entstehen im Hoden. Nach dem operativen Eingriff werden die Samenflüssigkeit an der Unterbindungsstelle von der Schleimhaut der Samenleiter aufgenommen... Die Pfeilrichtung zeigt den Weg der Samenflüssigkeit. (Auszug aus einer Informationschrift von Pro Familia).



MACHEN SIE DAS BESTE AUS IHREM

*Liebe
Schönheits-
redaktion!
Meine ar-
me Mutti*

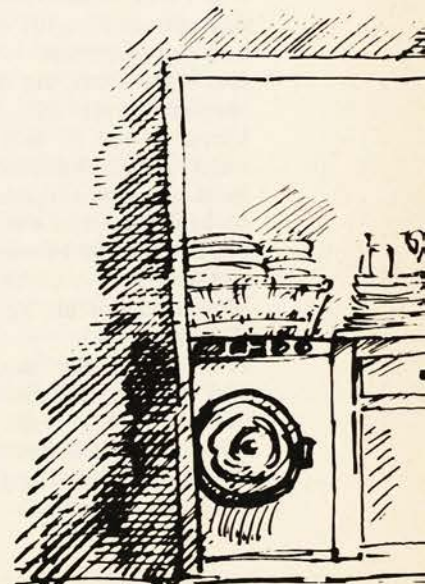
Der kleine Alexander Knöbel
schrieb an unsere Schönheitsredaktion:
Meine arme Mutti muß so viel arbeiten.
Sie hat gar keine Zeit, sich ein bißchen
schön zu machen. Können Sie meiner
Mutti helfen?

Tatsächlich könnte Frau Knöbel durch ein
wenig Make-up, eine schicke Frisur und ge-
schicktere Kleidung ihre kleinen Mängel
leicht vertuschen und ihre Vorzüge
vorteilhaft betonen!

Das Haar wurde zwei
Stufen heller gefärbt, die
leichte Dauerwelle und das
Make-up von "Natural-Look"
lassen ihr etwas zu breites
Gesicht schmaler erscheinen
und bringen Frau Knöbels
natürlichen Charme
vorteilhaft zur Geltung.



Die zu dicken
Augenbrauen
wurden gezupft,
Blaugetönte
Kontaktlinsen ge-
ben ihren Augen
einen schönen,
natürlichen Glanz.



TYP

Das schicke Kleid mit Längsstreiferi
verdeckt die etwas zu dünnen Beine,
und die rustikalen Pumps
geben Frau Knöbel ein
sportliches
Aussehen.



Mit einem modischen Winter-
mantel und den dazugehörigen
Accessoires ist Frau Knöbel
für nur 500.-DM schick
und praktisch
neu eingekleidet.



Eine
gelungene
Veränderung!

Aus Frau Knöbel ist eine attraktive, selbstbewußte
Frau mit persönlichem Stil geworden, die
mit sich zufrieden sein kann.



Am Pissen soll's nicht scheitern

In diesen Wochen liefen im Fernsehen Filme von Gisela Tuchenhagen und Klaus Wildenhahn: EMDEN GEHT NACH USA (vier Dokumentarfilme, Kamera: Gisela Tuchenhagen; Ton und Autor: Klaus Wildenhahn, unten am Rand links; Schnitt: Beate Hugk, rechts; Schnittassistent: Sybille Liebau, zweite von rechts) und IM NORDEN DAS MEER. Filme, die mit geduldgigen Beobachtungen hauptsächlich davon erzählen, wie die Belegschaft von VW-Emden sich dagegen wehrt, wegen der Produktionsverlagerung nach USA ihre Arbeitsplätze zu verlieren. Gisela Tuchenhagen, war Kamerafrau bei allen fünf Filmen. Ihre Ausbildung: Zwei Jahre Foto-schule, drei Jahre Film- und Fernsehakademie, Praktikum Filmschnitt beim NDR, Praktikum Kameraassistent beim NDR. In dieser Zeit machte sie zwei eigene Filme und arbeitete an sieben Filmen mit, die zum Teil Preise in Mannheim und Oberhausen bekamen. Sie hat für EMMA über ihre Arbeit geschrieben.

Ich wollte Kamerafrau werden. Das war 1972. Ein Gespräch mit dem damaligen NDR-Abteilungsleiter der Gruppe Bild über eine Beschäftigung als Kamerafrau lief, unpolymisch zusammengefaßt, so: »Die fachlichen Qualifikationen streite ich Ihnen nicht ab. Wenn Sie bei uns im Studio an der Elektronischen Kamera arbeiten wollen, würde ich mich für Sie einsetzen. Die E-Kamera steht auf einem Stativ mit Gummirädern, ein Kabelträger hilft bei schnellem Positionswechsel. Dort hätten Sie auch zwei Kolleginnen. Eine kommt aus der DDR, eine aus der Tschechoslowakei.

Aber die Idee, Filmkamera machen zu wollen, sollten Sie aufgeben. In Ihrem eigenen Interesse. Das ist kein Beruf für eine Frau. Weder seelisch noch körperlich. Sie wollen doch sicherlich irgendwann auch mal Kinder haben? Und dann wochenlang weg von zu Hause, bei Wind und Wetter draußen im Einsatz, die Kamera ständig schußbereit in der Hand. Sie wissen, wieviel die wiegt! – Reisen nach Übersee, tagelange Fahrten durch Flüsse, Dschungel und Staub, von den hygienischen Verhältnissen gar nicht zu reden! In Situationen, wo jeder im Filmteam an der Substanz knabbert, von menschlichen Schwierigkeiten ganz abgesehen. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann bei diesen äußeren Schwierigkeiten ernsthafte Komplikationen innerhalb des Teams entstehen. Und dann eine Frau dabei! Entweder bricht ihr gegenüber Ritterlichkeit aus oder auch nur geheucheltes Verständnis dem armen, schwachen Wesen gegenüber. Solche Belastungen könnte ich einer Frau niemals zumuten, ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen. Und dabei habe ich noch nicht mal von den vielen Staaten gesprochen, die Vorurteile gegenüber Frauen haben.«

Beim letzten Satz hab ich erstmal gedacht: In so einem Staat lebst du doch.

An die Elektronische Kamera wollte ich auf keinen Fall: Schaubude, Tagesschau, lang-



weilige Diskussionen im Studio aufnehmen.

Ich wollte an die Filmkamera. Das Berufsbild vom Kameramann, das mir dieses Gespräch vermittelte, erinnerte mich verdammt an Fronteinsatz, Schützengraben, Kameradschaft, auf Leben und Tod. Aber es stimmte überhaupt nicht überein mit dem, was ich von gelangweilt rumsitzenden Kamerakollegen in der NDR-Kantine hörte:

Nicht drüber aufregen

Bilder machen, die für jeden Text verwendbar sind: zwei Minuten, drei Minuten, fünf Minuten. Kein Einfluß auf die Filmthemen, kein Einfluß auf die Art der Beiträge. Meistens Berichte vom Tage: »Einmal rund um die Alster«. Seltener ein Feature.

Ein Feature ist schon was Besseres: Da springen unter Umständen ein paar Tage Spesen bei raus und – weg aus Hamburg, weg vom Sender. Verantwortlich nur für richtig belichtetes Filmmaterial und saubere Schwenks. Der Inhalt geht sie nichts an, läuft sowieso immer nach demselben Schema ab: Statement eines Funktionärs, ein, zwei Fragen an »Betroffene«, die ihnen die Antwort

schon mitliefern, ein paar Schüsse von Straßen und Gebäuden für Text oder Musik, wird alles zugequatscht, nicht drüber aufregen, schon lange nicht mehr. Das ist eben so, nichts dran zu ändern.

Meine Vorstellungen: Gemeinsame Arbeit aller am Film Beteiligten (Kamera, Ton, Schnitt) vom Entstehen bis zur Fertigstellung des Films.

Aber im Fernsehen kommt solche Zusammenarbeit schwer zustande: Kamera, Ton, Schnitt haben jeweils eine andere Abteilung, die getrennt ihre Kameramänner, Tonleute und Cutterinnen einsetzt. So entsteht bei jedem Filmbeitrag ein anderes zusammengewürfeltes Team.

Bei den Filmen EMDEN GEHT NACH USA und IM NORDEN DAS MEER... haben wir zu zweit gearbeitet. Klaus hat den Ton gemacht, ich das Bild. Da wir alle Vorarbeiten gemeinsam gemacht haben und wußten, was die Stärke des Dokumentarfilms ist, klappte die Zusammenarbeit prima, auch mit den Arbeitern und Arbeiterinnen in Emden.

Keine Reisen nach Übersee. Keine tagelangen Fahrten durch Flüsse, Staub und Dschungel. Aber: eine anstrengende Arbeit, die sich gelohnt hat. Ich habe tagelang von morgens bis abends die Kamera auf der Schulter gehabt, Filmmaterial und Kassetten getragen, und ich habe das Gewicht kaum gespürt, weil ich die Wirklichkeit gefilmt habe, die etwas mit mir selbst zu tun hat. Und ich habe gemerkt, daß es dabei nicht darauf ankommt, ob ein Mann oder eine Frau hinter der Kamera steht, sondern darauf, wie die Person hinter der Kamera sich engagieren kann. Ich glaube, das bringen die Filme auch rüber.

Bevor ich mich damals vom Chefkameramann verabschiedete, hat er noch gesagt:

»Männer unter sich, wenn sie mal müssen und keine Toilette in der Nähe ist, gehen hinter den nächsten Baum. Wenn eine Frau dabei ist, müssen sie sich erst ein Klo suchen.«

Ich dachte mir: Am Pissen soll es nicht scheitern, daß ich Kamerafrau werde.

GISELA TUCHTENHAGEN



DIE LIEBEN LÜGEN

In den letzten Wochen lief die ZDF-Fernsehserie »Den lieben langen Tag«. Sie hat eine bezeichnende Vorgeschichte. Sie sollte ausschließlich von, über und für Frauen sein. Frauen sollten alles machen: Redaktion, Buch, Regie, wenn möglich auch Kamera.

Exposés von acht Autorinnen wurden angenommen und die Arbeit an den Drehbüchern war so weit gediehen, daß bereits auf Einladung der Redakteurin, Eliane Reginek, zwei Autorinnen vorgeschlagene Änderungen in Mainzer Hotelzimmern vornahmen, andere Autorinnen Detailfragen mit dem Regisseur berieten (ohne Rücksprache mit dem Frauenteam war hier schon ein Mann, Lutz Büscher, eingesetzt worden).

Da erschien Abteilungsleiter Bobermin in Berlin, um sechs der acht Frauen eine pauschale (!) Absage zu erteilen: die keineswegs unbekannten Schriftstellerinnen (Ingeborg Drewitz, Marianne Eichholz, Ingrid Kötter, Annemarie Weber, Elke Wendt-Kummer und ich) hätten alle »die Frau zu negativ dargestellt«, keine hätte eine »handfeste Geschichte« zustande gebracht. Die Redakteurin sei ebenso unfähig, er müsse alles in letzter Minute selber in die Hand nehmen bzw. Männern übergeben, die in acht Wochen bessere Bücher zum Thema Frau im Beruf erstellen können als wir in sechs Monaten oder aber unsere entsprechend umschreiben.

Falls wir die Rechte nicht hergeben würden, müßten wir eventuell ein Teilhonorar zurückerstatten.

Eklatanter Vertragsbruch. Wir nahmen geschlossen einen Anwalt und konnten wenigstens verhandeln. Die derart von ihrem Chef verunglimpfte Redakteurin lieferte nun das traurigste Beispiel zur Serienthematik: Unter welchem Druck steht die Frau im Beruf?

Sie lieferte im Nachhinein Einzelablehnungen (vor dem Kadi wäre die Pauschablehnung Herrn Bobermins sein Strick gewesen) und vor der Presse bescheinigte sie den Autorinnen, mit denen sie bereits im Endstadium der Drehbuchherstellung gestanden hatte, Unfähigkeit und mangelnde Bereitschaft.

Jeannette Lander

REFORM?

Man redet darüber: Das erste und das zweite Fernsehprogramm sollen 1978 reformiert werden. Politische Magazine zum Beispiel (Monitor, Panorama, Report) sollen auf 21 Uhr verschoben werden. Um 20.15

Uhr soll es nur noch Unterhaltung geben. Das ist schon empörend, weil so nur dem doofen Prinzip gefolgt wird, so viele Zuschauer wie möglich vor die Glotze zu kriegen. Egal – wie. Egal – auf wessen Kosten. Dazu gibt es kluge Kommentare.

Etwas anderes wird allerdings nicht diskutiert: Weiterhin werden die gleichen Herren, in den gleichen Anzügen, mit den gleichen Krawatten, graugrün und unauffällig an Körper und Geist, mit wichtiger Mine und öder Routine die Programme durchziehen.

Wann – um Himmels willen – werden einige von ihnen wegreformiert?

MARLENE

Ein Kunstprodukt betrat die Bühne: jede Bewegung perfektioniert, jede Gebärde genau ausgearbeitet, vorgeplant, jeder Gesichtsausdruck ästhetisches Kalkül, jeder Schritt, das Drehen des Kopfes, die Bewegung der Hände – sparsam – artifiziell: die Summe der Details und der Gesamteindruck: Jahrzehntelange Erfahrung ermöglichen Präzision.

Hinter ihr ein großes Bild von früher (nur der Kopf), das Gesicht zwar älter, aber nicht so, als handele es sich um einen biologischen Alterungsprozeß, sondern als wäre auch dies eine Verschiebung, die historischen Abstand bezeichnen soll, künstlich arrangiert. Ebenso künstlich der Körper: absolut glatt – wie mit einem unbekannten Material überzogen: die Vorführung einer Vorstellung eines Körpers der Frau. Es wurde mir gesagt, das alles sei

sehr traurig, diese Frau könne nicht wirklich altern, sicher habe sie das Gesicht liften lassen; da wäre zu sehen, was sich die Frauen so antäten... das wäre das alte Spiel. Ich meine: Es ist in der Tat das alte Spiel, aber die Spielregeln haben sich verändert.

Der Mythos tritt auf und demonstriert sich selbst als Mythos in eigener Regie. Mit der realen Frau, an deren wirklichen Namen sich niemand mehr erinnert, hat das wenig zu schaffen. Wer weiß, wie sie in der Garderobe nachher aussieht, wer weiß, wie wir in dem Alter aussehen. Das ist eine andere Welt.

Aber die Kunstfigur Marlene Dietrich ist schon deshalb interessant, weil sie eine der wenigen intellektuell-unterkühlt agierenden Schauspielerinnen, die zudem immer einen leicht männerverachtenden Zug hatte, war, die zum Mythos werden konnten.

Auch die reaktionäre Kunsttheorie hat den Frauen immer wieder die darstellend-körperliche Kunstaktivität zugestanden. Da ist insofern was richtiges dran, als die Frauen – von anderer Möglichkeit ausgeschlossen – die Kunst häufig in ihre Körper verlängert haben; ihre Körper als Kunstprodukte einsetzten. Viele sind daran gecheitert.

Marlene Dietrich die coole aber triumphiert: sie handhabt die Projektion souverän: das Publikum entspricht den Erwartungen, der Mythos empfängt. Vorher hatte eine Schauspielerin den Erwartungen des Publikums entsprochen.

Silvia Bovenschem*

* Gekürzter Auszug aus »Ästhetik und Kommunikation«, 25. 1976.



Marlene in »Engel«. Leider nur im WDR 3. 1. 2. 77.

Moderne Amazonen



Das ist ein Foto aus den Wochen nach dem Fall Saigons. Die nordvietnamesischen Soldatinnen befreiten an der Seite der Männer Südvietnam von den Amerikanern und deren vietnamesischen Kollaborateuren. Gleiche Arbeit, gleiche Pflichten – gleiches Recht auf Freizeit und Vergnügen!

Über den Befreiungskampf der Vietnamesen haben wir viel gehört. Nichts aber über die Rolle, die Frauen dabei spielten. CHARLOTTE PETER, Schweizerin und Ostasienexpertin, berichtet für EMMA aus dem Alltag der Vietnamesinnen.

Als ich vor knapp zwanzig Jahren erstmals nach Vietnam kam, waren die Amerikaner gerade dabei, sich in schmucken Uniformen und mit optimistischen Gehabe in den wenigen europäischen Straßen Saigons niederzulassen, um mit der Demonstration des glorreichen »american way of life« sogenannte kommunistische Gefahren zu bannen. In ihrer Umgebung schwirrten hübsche Vietnamesinnen herum, von denen in der westlichen Presse vor allem zweierlei berichtet wurde: ihr Ao Dai, bestehend aus weißseidener Pyjamahose und bis zur Taille geschlitztem Kleid, wäre überaus sexy und punkto Liebeskunst könnten sie es sowohl mit den Blumenmädchen von Hongkong als auch mit den japanischen Geishas aufnehmen.

Zwei Jahre später sah die Situation bereits weniger gemütlich aus. Touristen wurden eindringlich davor gewarnt, sich zu weit von den Hotelterrassen zu entfernen. Eben waren wieder zwei Geschäftsleute und ein Soldat vom Vietcong geschnappt und nur gegen ein Lösegeld in Form eines Lastwagens, beziehungs-

weise einem Dutzend Radios freigegeben worden. Ebenfalls gewarnt wurde vor den Mädchen im Ao Dai: sie hätten oft Geschlechtskrankheiten oder Vietcong-Beziehungen oder beides und man solle sich von ihnen auf keinen Fall in einen Außenbezirk locken lassen. Nicht umsonst zwängte sich der Vergnügungsrummel mit seinen mehreren hundert Bars und Amüsierbetrieben auf einem halben Kilometer Hauptstraße sowie in einigen Nebengäßchen aufs Engste zusammen. Es folgten die Jahre des heißen Krieges, in denen Journalisten praktisch nur noch am Gängelband der amerikanischen Militärbehörden zugelassen wurden. Und dann die kurze Friedens-Euphorie von 1973.

Ao Dias ade

Zwei Monate nach dem überstürzten Abzug der letzten Amerikaner traf ich in Saigon mit Lisa zusammen, einer geschäftstüchtigen, in Europa geschulten Vietnamesin, die mit glühendem Eifer davon sprach, die nun leerstehenden Vergnü-

gungsetablissemments ihrer Heimatstadt mit Touristen zu füllen. Ich versprach, eine erste Gruppe zu bringen, doch als ich einige Monate später mit meiner kleinen Schar Pionier-Touristen in Saigon landete, hatte sich schon wieder alles verändert. Mehr als die Hälfte der einst von den Amerikanern patronisierten Unternehmen waren pleite gegangen und Frauen durften – infolge der enormen Arbeitslosigkeit – überhaupt nicht mehr berufstätig sein, auch Lisa nicht. Sie organisierte unsere Reise nach Danang und Hue als Schwarzarbeiterin. Ich weiß noch heute nicht, wer die halbe Division Soldaten aufbot, die zu unserem Schutz im Grenzgebiet gegen Nordvietnam nötig war. »Das nächste Mal kommst du wohl über Hanoi«, sagte Lisa beim Abschied. Sie sollte recht behalten.

Im Sommer 1976 gelang es mir endlich, die beiden wohl schwierigsten Visas der Welt zu erlangen, das Transitvisum durch die Volksrepublik China und das Touristenvisum für das wiedervereinigte Vietnam. So kam ich zurück in das Land, das von sich behaupten kann, erst die franzö-



sischen Kolonialisten und dann die amerikanischen Imperialisten hinausgeworfen zu haben und das nun mit sozialistischem Eifer dabei ist, auch den Hunger und das Elend zu besiegen. Mein spezielles Ziel war diesmal das Studium der Frauen. Daß sie keine Ao Dais mehr tragen und daß sie nicht mehr als unterwürfige Gattinnen für einen Bauern den Pflug durch ein Reisfeld ziehen oder für einen Geschäftsmann das Salonpüppchen spielen, das wußte ich. Trotzdem war ich von der Realität geradezu überwältigt.

Frau Lan, 609. Brigade

So augenfällig hatte ich mir die Emanzipation der Frau in einem Entwicklungsland niemals vorstellen können. Frauen scheinen fast überall in der Mehrzahl zu sein, auf den Baustellen und auf den Propagandaplakaten, auf den Ämtern, in den Geschäften, ja selbst auf den Photos von politischen Versammlungen und im Revolutionmuseum. In der Hafenstadt Haiphong sah ich eine alte Frau, die mit einer Fahrrad-Rischka durch die Straßen radelte. In Ha Long feilschte mein Bootsmann mit seinen Kolleginnen, den Fischerfrauen der Drachenboote. Im Zirkus staunte ich über die Nummer eines Akrobatenpaares, bei der der eine Partner den anderen in der Luft herumwirbelte: beide Akrobaten waren Frauen. Auf der Straße nach Don So sah ich endlose Kolonnen von Lastenträgern und Karrenschiebern, bei denen man erst bei genauem Hinschauen zweierlei Geschlechter unterscheiden konnte. (Der populäre Slogan »Befreit unsere Schultern« ist eben noch immer ein Wunschtraum für die Zukunft.) Noch erstaunlicher jedoch wird die Sache, wenn man mit Vietnamesinnen redet. Sie reden vor allem von zwei Dingen: vom Krieg und von der Emanzipation. So Frau Van Lan von der 609. Brigade, die besonders auf Fliegerabwehr und Straßenbau spezialisiert war: »Drei Pfiffe der Brigadenführerin genügten und wir eilten mit unseren Waffen und Werkzeugen herbei.

Unsere Ausrüstung bestand aus einem häßlichen Strohhelm, den wir anfänglich nur ungern trugen, einem Rucksack, aus alten Pneus geschneiderten Sandalen und einem Plastiktuch, das sowohl als Regenschutz als auch zur Tarnung diente. Die Aufträge, die wir bekamen, waren sehr verschieden. Manchmal mußten wir eine Brücke reparieren oder eine Fähre bauen oder eine Straße anlegen. Besonders schwierig war die Anlage eines 1,6 Kilometer langen Weges durch eine verschlammte Talsohle. Wir wußten nicht, wie wir den Schlamm abtransportieren sollten, denn die Bambuskörbe hielten nicht dicht. So beschloßen wir, unsere Waschschüsseln zu opfern, obwohl das für uns einen unersetzlichen Verlust bedeutete.« Eine andere Vietnamesin berichtet von ihren Erfahrungen bei der Fliegerabwehr: »Nach einer außerordentlich schweren Attacke, bei der einige von uns verwundet worden waren, wollten wir die schwangeren Frauen nach Hause schicken. Doch sie wollten nicht gehen, sie wollten bleiben bis wir sicher sein konnten, daß die Amerikaner für diesen Tag nicht mehr zurückkämen. Die Felder bestellten wir damals bei Nacht.«

Armee mit langen Haaren

Wer aus solchen Erzählungen schließen wollte, die Mitglieder der »Armee mit den langen Haaren« hätten vor allem Hilfsdienstfunktionen erfüllt, der irrt. Frauen kämpften oft an der vordersten Front: Im Januar 1960 kommandierte die Generalin Dinh (siehe oben links) eine Offensive, bei der 1300 Diem-Soldaten in die Flucht geschlagen wurden und die später als Musterbeispiel der Taktik in die Kriegsgeschichte Vietnams einging. Ebenso waren es Frauen, die bei der berühmten Têt-Offensive des Jahres 1968 den Großteil der USA-Botschaft in Saigon besetzten. (In der Mitte oben Außenministerin Binh, rechts anonyme Freiheitskämpferin).

Ho Chi Minh hat einmal gesagt: »Wenn wir nur die Männer be-

freien, verwirklichen wir nur einen Teil des Sozialismus«, doch wäre es völlig falsch, hieraus zu schließen, die Frauen Vietnams hätten die Gleichberechtigung geschenkt bekommen.

Vor Christi emanzipiert

Durch ihre aktive Teilnahme an der Revolution sowie am Krieg gegen die Franzosen und die Amerikaner haben sie einen jeden Schritt hart erstritten. Sie waren sowohl in der Partei, als auch im Freiheitskampf vom ersten Tag an dabei. Frauen riefen schon im März 1931 zu einem Streik auf einer Kautschukplantage auf, erzwangen von den Franzosen eine Landverteilung und gaben damit ein erstes Sturmsignal zum Widerstand. Frauen schleppten Nachschub nach Dien Bien Phu, dienten als Verbindungsleute, reparierten den legendären Ho Chi Minh Pfad, schossen amerikanische Flugzeuge ab, hielten die Kohlenminen in Betrieb und produzierten in Höhlen weiter, nachdem die Fabriken zusammengebombt worden waren.

Hinzu kommt, daß ein Großteil der vietnamesischen Männer so lange Jahre im Krieg war, daß sie sich an das alte Bild von der Frau kaum erinnern können. Sie kommen aus den Schützengräben, wo sie es gelernt haben, mit den weiblichen Truppen auf Partnerschaftsebene zu verkehren. Nicht besorgte Mütter, Schwestern und Tanten und kokette Nachbarstöchter waren die weiblichen Bezugspersonen dieser Männer, sondern pickelharte Kämpferinnen. Auffallend daher noch heute der kumpelhafte Ton, in dem junge Leute miteinander verkehren. Sie puffen sich herum, tauschen die Hemden und streiten laut darüber, wer den Tee bezahlen darf. Und bei all dem können sich die Vietnamesinnen auf große historische Vorbilder berufen. Zum Beispiel auf die Schwestern Trung, zwei weibliche Generäle, die 44 vor unserer Zeitrechnung die Chinesen besiegten und für drei Jahre ein unabhängiges Königreich errichteten. Ihnen sind heute im ganzen Land die Tempel geweiht.



Die Emanzipation der Vietnamesin hat somit Tradition. In Vietnam, einem Randgebiet der Kulturen, ging die Erinnerung an matriarchalische Epochen nie ganz verloren – was vielleicht auch der Nähe einiger, bis zum heutigen Tag matriarchalisch organisierten Bergstämme zu verdanken ist. Zudem waren die Frauen der armen Schichten stets dazu gezwungen, schwerste Arbeit zu verrichten, so daß sich nur die robustesten behaupten konnten. Viele von ihnen tun daher nicht etwas grundsätzlich Neues, doch ihre Arbeit steht nun plötzlich unter einem positiven, siegreichen Vorzeichen. Fragt man sie, ob die Arbeit in den Bergwerken oder auf den Fischerbooten nicht doch über ihre Kräfte gehen, so schütteln sie lächelnd den Kopf. »Die Vietnamesinnen wollen hart arbeiten«, sagte die Führerin von Vietnam Tourism, die mich am Flugplatz abholte, gleich schon bei der ersten Baustelle. »Sie haben auch früher hart gearbeitet, doch das allein zum Profit ihrer Ausbeuter. Heute arbeiten sie für sich selber und werden anständig behandelt.« Viele Vietnamesinnen scheinen dieser Ansicht zu sein. Straßenarbeiterinnen machen keinen zerlumpte und elenden Eindruck, sie wirken kräftig und fröhlich, trinken neben der Arbeit Tee und werden – soweit ich dies beobachten konnte – niemals von Männern beaufsichtigt. Letzteres wäre übrigens auch gegen das Gesetz, das vorschreibt, daß eine mehrheitlich weibliche Belegschaft auch einen weiblichen Chef haben muß.

Auch heute Heldinnen?

Weit schwieriger zu beurteilen ist ein anderes Moment: Wie tief geht die Wandlung? Beruht die Arbeitsfreude der modernen Vietnamesinnen wirklich allein auf einer sozialen Umstrukturierung einer soliden Emanzipation? Oder vielleicht auch auf einer, durch eine geschickte Propaganda angeheizten, Sieges-Euphorie? Und wie wird es sein, wenn sich die wirtschaftlichen Erfolge nicht mit der glei-

chen Promptheit einstellen wie die militärischen Erfolge? Werden die Heldinnen auch im friedlichen Alltag ihre erkämpften Rechte gegen die Männer verteidigen können oder werden sie zurückweichen?

Abtreibung Frauensache

Ho Chi Minh, der selber übrigens nie verheiratet war, erklärte im Jahre 1959 kurz vor der Einführung des neuen Familiengesetzes: »Eine gute Gesellschaft besteht aus guten Familien und umgekehrt. Die Familie ist der Kern der Gesellschaft. Wenn wir den Sozialismus aufbauen wollen, müssen wir uns zunächst um diesen Kern kümmern«, und er zitierte das alte vietnamesische Sprichwort: »Wenn ein Mann und eine Frau in Eintracht leben, können sie das Meer trocken legen.« Die gleiche Auffassung wird in den Schriften der »Union des femmes« vertreten, wo es unter anderem heißt: »Die Familienbanden waren dem vietnamesischen Volk immer heilig. Daran hat sich nichts geändert. Auch heute sollte jede Frau eine Familie gründen können.«

Gemeint ist allerdings eine völlig neue Form der Familie, in der Männer keinerlei Privilegien mehr genießen und in der die Gleichheit zwischen Mann und Frau sorgfältig überwacht wird. So wurde vor einigen Monaten in einer Zeitschrift darüber diskutiert, ob ein Bräutigam von seiner Braut verlangen dürfe, daß sie eine geblümelte Bluse trage oder ob das nicht ein zu eitler und damit reaktionärer Wunsch sei. Faszit: dem Mädchen wurde empfohlen, die Bluse nicht zu wechseln und sich besser nach einem vernünftigen Mann umzusehen.

Auf keinen Fall braucht sich eine Vietnamesin – immer laut Gesetz – um die Pascha-Wünsche des Mannes zu kümmern. Sie hat aber auch das letzte Wort bei der Kindererziehung, bei der Geburtenkontrolle und bei Schwangerschaftsunterbrechungen. Wobei allerdings betont wird, viele Vietnamesinnen würden diese Fragen mit ihrem Partner besprechen. Verhü-

tungsmittel werden kostenlos abgegeben, für das Einsetzen einer Spirale gibt es einen Sonderurlaub, ebenso für Schwangerschaftsunterbrechungen, die man völlig legal und problemlos vornehmen lassen kann.

Als ideal gelten neuerdings zwei Kinder und das absolut nicht nur aus materiellen Erwägungen. Frauen sollen nie mehr zu Gebärmaschinen degradiert werden. Sie haben auch als Mütter und Ehefrauen einen Anspruch auf persönliche Freiheit, was präzise ausgerechnet wird: Eine Mutter mit zwei Kindern hat, laut »Union des femmes«, neben der Berufsarbeit und den – mit dem Mann geteilten – Haushaltspflichten noch immer drei bis vier Stunden freie Zeit zu Vergnügungen, Sport und Weiterbildung. Mag diese Schätzung auch optimistisch sein, völlig unreal ist sie nicht: einmal stehen die Krippen der Fabriken und Co-operativen bis weit über den Arbeitsschluß hinaus offen, zum anderen sind die Wohnungen in der Regel so klein und bescheiden eingerichtet, daß sie nicht viel Arbeit machen.

Und die Praxis? Sie ist für Außenstehende schwer zu überprüfen. Immerhin fiel mir auf, daß in den Parkanlagen, Fotoausstellungen und Kaffeehäusern von Hanoi nach Arbeitsschluß kaum weniger Frauen als Männer herumbummeln. Aber auch die Möglichkeiten der Erwachsenenbildung werden von beiden Geschlechtern gleichermaßen in Anspruch genommen.

Männern eine Chance

Doch es darf nicht vorschnell verallgemeinert werden. Auch in Vietnam gibt es noch immer Emanzipationsprobleme. Das hat schon Ho Chi Minh vorausgesagt: »Es ist leicht, den Frauen Kaderstellungen zu geben, doch die Frauen müssen diese Stellungen auch zu verteidigen wissen.« Was also, wenn der Mann nach jahrelanger Abwesenheit aus dem Krieg zurückkehrt und feststellt, daß seine eigene Frau inzwischen in der heimatischen Co-operative zu seinem Boß avanciert ist oder



Vietnamesinnen sind gewohnt, hart zu arbeiten. Doch im Unterschied zu früher schufteten sie heute nicht mehr für andere, nicht mehr für ihre Herren und ihre Männer, sondern für sich selbst. Auch ihre Vorarbeiter sind Frauen – so schreibt es das Gesetz bei einer überwiegend weiblichen Belegschaft vor.

daß sie ihn in punkto Bildung weit überflügelt hat?

Frau *Vie Thi Lien* von der »Union des femmes«, die ich zu diesem Problem befragte, wick zunächst aus: »In solchen Fällen versuchen wir, auch dem Mann eine Chance zur Weiterbildung zu geben«, sagte sie. »Unser Land braucht in der jetzigen Phase des Wiederaufbaues und der Produktionssteigerung viele neue Kader.«

Ich meldete Zweifel an. Es wird nicht jeder Soldat, der zufällig eine Senkrechstarterin geheiratet hat, willens und fähig sein, selber ebenfalls ein Studium nachzuholen, dies besonders dann nicht, wenn er bereits zu den älteren Semestern zählt.

Frau *Lien* gab es zu, allerdings auf echt vietnamesische Art. »Der Mann soll die Leistungen seiner Frau respektieren«, sagte sie. »Tut er dies nicht, so beweist er, daß er sich noch immer nicht völlig von feudalistischen und kolonialistischen Vorstellungen befreien konnte. Wir müssen ihm helfen, seine Fehler einzusehen.«

Mein Führer *Hi*, der mich nach *Ha Long* begleitete, verwickelte sich unterwegs auf einer Fähre in ein lebhaftes Gespräch mit einem etwa dreißigjährigen Mann. »Seine Frau erwartet wie

die meine ihr drittes Kind und jetzt haben wir Schwierigkeiten mit der Gewerkschaft«, erklärte er mir später mit bekümmelter Miene. »Man wirft uns vor, wir würden unsere Frauen an den häuslichen Herd verbannen, anstatt ihnen Gelegenheit zu geben, am Aufbau des Sozialismus mitzuwirken. Man sagt, wir hätten zu wenig politisches Verantwortungsbewußtsein.« Solche Formulierungen gehen auch den einfachen Vietnamesen leicht von den Lippen, denn sie hören sie aus den Lautsprechern an den großen Straßenkreuzungen und in den Parkanlagen oder sie lesen sie auf Plakaten und Transparenten.

Uneinsichtiger Genosse

Etwas mehr Mühe mit der Emanzipation als die junge Generation haben die Älteren. Nehmen wir beispielsweise den Fall des Herrn *Duc*, der es nicht gerne sah, daß seine Frau mit Männern zusammenarbeitete und gar nach Fabrikschluß mit diesen Kollegen öfters bei einem Imbiß weiterdiskutierte. Er wollte es ihr verbieten. Hierauf redete ihm erst ein Vertreter der Fabrik ins Gewissen, dann eine Repräsentantin der »Union des femmes«, die ihren Besuch noch

zwanzigmal wiederholte, ferner Nachbarn, Kollegen und ehemalige Kampfgenossen.

Leider blieb *Duc* uneinsichtig und so reichte seine Frau die Scheidung ein, womit er gar nicht einverstanden war. Der Gerichtsfall erregte einiges Aufsehen. Zunächst wurden beide Seiten angehört, dann versuchte auch das Gericht dem Mann klarzumachen, daß er kein Recht habe, über die berufliche Tätigkeit seiner Frau zu bestimmen. Nun verlangte *Duc*, die Frau müsse zumindest nach der Arbeit sofort nach Hause kommen, um zu kochen und für die Kinder zu sorgen. Doch auch diese Forderung wurde als »reaktionär« gewertet: Warum kocht statt sie nicht einmal er? Warum führt nicht er die Kinder spazieren, wie das in *Hanoi* recht üblich ist. Die Frau erhielt die gewünschte Scheidung, dazu sprach man ihr die Kinder, die Wohnung und Alimente für die Kinder zu.

Der Richter war eine Frau, was in *Vietnam* schon fast eine Selbstverständlichkeit ist. Nur aus Männern bestehende Scheidungsgerichte sind dort unzulässig.

In der Oper von *Hanoi*, die noch von den Franzosen erbaut wurde, in der es aber heute

Vietnamesische Emanzipation in Zahlen:
Im Parlament von *Hanoi* sind ein Drittel Frauen. Von diesen 125 Parlamentarierinnen sind 33 Arbeiterinnen, 46 Bäuerinnen, 24 Intellektuelle, 14 Vertreterinnen von Minderheiten, sieben tragen die Berufs-

bezeichnung
»Heldinnen«.
Von den gut 5000
Co-operativen
des Landes wer-
den 3000 von
Frauen geleitet,
4000 weitere
Frauen amtieren
als Vizepräsi-
dentinnen.
Jeder siebten
landwirtschaftli-
chen Produk-
tions-Equipe
steht eine Frau
vor. In der Indu-
strie sind 1687 In-
genieure weib-
lich, in der Land-
wirtschaft 3000.
Der Prozentsatz
der weiblichen
Arbeitskräfte ist
in fast allen Wirt-
schaftszweigen
und auch in der
Verwaltung sehr
hoch, aber noch
nicht gleichbe-
rechtigt. So sind
in traditionellen
Frauenbereichen
wie in der Texti-
lindustrie auch in
Vietnam 80% der
Arbeitenden
Frauen und im
Bauwesen sind
es nur 34%.
Da ein Gesetz be-
stimmt, daß in ei-
nem Betrieb mit
mehr als der
Hälfte weiblicher
Arbeitskräfte
eine Frau auch
zumindest Vize-
direktor, mit
mehr als 70% ein
Direktor sein
muß, sind auch in
leitenden Stellen
viele Frauen.

mehr nach Schweiß als nach Parfüm duftet, sah ich eine Folklöre-Vorstellung. Auf der Bühne erschienen acht Harfenistinnen, die mit ihren anmutigen Ao Dais, dem langen Haar und den bestickten Goldpantöffchen zart wie Lilien wirkten. Entsprechend honigsüß klangen ihre Stimmen, mit denen sie ein sanftes Liedchen vortrugen. Da ich die sehr schwierige vietnamesische Sprache nicht verstehe, glaubte ich erst, es handle sich um eine schmachthafte Liebeslitanei, doch mein Führer übersetzte anderes: Am Himmel pfeifen amerikanische Bomber – kleine Guerillafrau, deine Waffe ist dein Geliebter – schieße die Bomber herunter – vertreibe die imperialistischen Aggressoren... Die Mädchen lächelten bezaubernd, das Publikum klatschte. »Wer sind die Mädchen?« wollte ich wissen, worauf mir der Führer etwas widerstrebend erzählte, eine von ihnen wäre eine frühere Prostituierte aus Saigon.

Dies allerdings dürfte eine große Ausnahme sein. Die meisten der 300 000 vietnamesischen Prostituierten haben eine weniger glänzende Karriere gemacht. Sie kehrten in ihre Familien zurück oder sie wurden in Umerziehungsheime gesteckt, die alle fern der großen Städte aber – wie man mir versicherte – in ausgesucht schönen Gegenden liegen. Dort erlernen sie nun ein Handwerk, meist Sticken oder Nähen oder Lackarbeit, damit sie sich später auf »anständige Weise« durchs Leben bringen können. Übrigens werden sie keinesfalls als »Sünderinnen« angesehen, sondern als Opfer der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und des amerikanischen Imperialismus.

Dirnen im Widerstand

Gelegentlich genießen sie sogar ein besonders hohes Ansehen, da manche von ihnen für den Widerstand tätig waren, was die Amerikaner oft zur hellen Verzweiflung brachte. Sie glaubten, die Mädchen mit ihrem Geld und ihrer Potenz für sich gewinnen zu können und mußten es immer wieder erleben, wie sie

von den sanften Schmetterlingen an den nächstbesten, kleinen und schmutzigen Vietcong verraten wurden.

Die harte Verdammung der Prostitution im modernen Vietnam richtet sich denn auch weniger gegen die Unmoral als vielmehr gegen das soziale Unrecht. Sie ist von den Straßen vollkommen verschwunden, hingegen soll es nicht allzu schwierig sein, unter den Genossinnen in der Fabrik oder der Co-operative eine willige Partnerin auf Zeit zu bekommen.

Anders die Ausländer. »Ich laufe hier herum wie ein bunter Hund«, klagte mir ein Techniker aus der DDR. »Unmöglich, mir ein Mädchen anzulachen. Ins staatliche Gästehaus, wo ich wohne, dürfte ich das Mädchen ohnehin nicht mitnehmen, auf der Straße würden wir Skandal erregen und im Haus ihrer Familie wäre ich garantiert nicht willkommen.«

Sind sie noch weiblich?

Bleibt die etwas alberne Frage, die im Westen jedoch immer wieder gestellt wird: »Sind die emanzipierten Frauen Vietnams denn noch weiblich?« Keine Angst: sie sind es. So sagt Vo Thi The, eine der führenden Persönlichkeiten der vietnamesischen Frauenbewegung: »Wir sind stolz auf unsere weiblichen

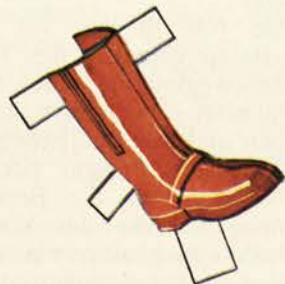
Qualitäten, auf unsere Geduld, Zärtlichkeit, Treue, Familien- und Vaterlandsliebe, mit denen wir unseren Beitrag zur Revolution geleistet haben.« Ein ähnliches Frauenideal wird in Hunderten von Liedern besungen und auf Tausenden von Plakaten gefeiert. Überall erscheinen stolze Frauen, die lächelnd erzählen, sie hätten in Schützengräben gekämpft; die weder bei der Arbeit noch in der Politik hinter den Männern zurückstehen, und die deshalb absolut keine Veranlassung dazu haben, als Schatten des starken Geschlechts zu agieren. Sie spiegeln in ihren bedeutendsten Persönlichkeiten ein Ideal des Mahayana-Buddhismus wider, nach dem sich die Gottheit unterschiedslos in männlicher oder weiblicher Form manifestieren kann. Ihre Gleichberechtigung wird also nicht bloß nur durch die Verfassung garantiert, wie das in manchen westlichen Staaten der Fall ist, sondern sie wurzelt auch in einer zwar neuen, jedoch aus uralten Quellen gespeisten Ethik.

Die emanzipierten Vietnamesinnen haben den Ballast patriarchalischer Traditionen abgeworfen und zu matriarchalischen Vorbildern zurückgefunden. Es sind – im glücklichsten Falle – moderne Amazonen, die der starken Männerwelt eine völlig gleichwertige starke Frauenwelt gegenüberstellen.

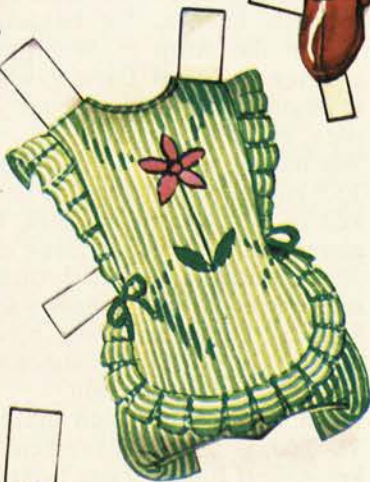


Sie haben gut lachen...
Gestern noch gedemütigte Dienerinnen der Männer
sind sie heute freie Frauen
und fast gleichberechtigte Partnerinnen ihrer Genossen.

Emmas Seite für Mädchen



das ist
die Hand-
tasche für
sonntags!



mit
der Puppe
darf er
auch
spielen!



Heute ist große Wasche. Peters Sachen sind alle in der Waschmaschine, aber zum Glück könnt ihr ihm ja von euren Kleidern ein paar anziehen. Ihr nehmt einfach eine Schere und schneidet die Kleider aus! Damit Peter nicht schnell kaputt geht, könnt ihr ihn auf Pappe kleben (die Pappe müßt ihr danach rundherum wegschneiden). Damit die Kleider gut sitzen, biegt ihr die kleinen Haken an den Kanten einfach um.

Heute nachmittag hat Peter Fußballtraining. Was wohl seine Freunde sagen, wenn sie ihn in solchen Kleidern sehen? Weil wir das gerne wissen wollen, verlosen wir unter allen Antworten die Mädchen uns zusenden drei Lederbälle. Schreibt an die EMMA-Redaktion. Stichwort EMMA's-Seite für Mädchen. Kolpingplatz 1a. 5 Köln 1.

Unsere Schwestern von gestern

Sie war »die Lerche des Völkerfrühlings«, eine »geniale Initiatorin«, die »rote Demokratin«, »Pionierin« und »Bahnbrecherin der Frauenbewegung«. So klangvolle Namen erhielt Louise Otto, verehelichte Peters, noch zu ihren Lebzeiten. Und noch heute gehört sie zu den wenigen Frauen der ersten Frauenbewegung, deren Name zumindest schon mal fällt...

Sie war in der Tat eine »Bahnbrecherin« der Frauenbewegung im letzten Jahrhundert – wenn auch ihr Leben und ihre politischen Erfahrungen weniger poetisch verliefen, als die Bezeichnung »Lerche des Völkerfrühlings« glauben macht. Es war ein Leben voller Aktivitäten, Erfolge und Niederlagen. Ohne ihre außergewöhnliche Stärke und Selbstständigkeit hätte Louise Otto-Peters nicht durchhalten

können. Denn die Zeiten waren alles andere als leicht: Es war die Zeit des starren Biedermeier. Gleichzeitig gärten soziale Unruhen, freiheitliche und demokratische Bestrebungen. Es war die Zeit eines Spötters wie Heinrich Heine und der Revolutionäre Marx und Engels.

Die meisten Arbeiterfrauen lebten in unbeschreiblichem Elend. Seit der Entstehung großer Fabriken, in denen die Unternehmer zunächst ganz willkürlich bestimmten, wie lange die Arbeiterinnen und Arbeiter zu arbeiten hatten, verschärfte sich auch die Ausbeutung von Kindern und Frauen. In gehobeneren Schichten dagegen war berufstätig sein für Frauen ein Makel. Sie hatten zu warten, bis ihre Eltern für sie eine »gute Partie« ausfindig machten. Und in den weniger gehobenen Kreisen arbeiteten die unverheirateten Töchter oft heimlich, damit die Eltern nicht zugeben mußten, daß sie nicht genügend Geld hatten, um die Töchter bis zur Eheschließung zu ernähren... Eines war den Frauen aus allen Bevölkerungsschichten gemein: Sie waren ohne jegliche politischen Rechte.

Louise Otto kam aus einer wohlhabenden Familie. Ihr Vater war Gerichtsdirektor in Meißen an der Elbe und ein sehr fortschrittlicher Mann. Im Hause Otto fanden regelmäßige Treffen mit kritischen Literaten und Politikern statt. Louise begann sehr früh, an diesen Diskussionen teilzunehmen. Und es wurde zu jeder Gelegenheit vorgelesen, wobei die Frauen immer gleichzeitig die Hände zu regen hatten: Sie strickten, stickten oder kochten.

Die vier Töchter durften ihre Eltern mit »Du« anreden und der Vater sah drauf, daß sie so früh



LOUISE OTTO-PETERS

Selbst Gretchen war nie so brav wie sein Ruf. Nicht nur Suffragetten, auch deutsche Frauen revoltierten – was die Männergeschichte penetrant verschweigt. In einer Serie stellen wir unsere kämpferischsten Urgroßmütter vor.

wie möglich begannen, Zeitung zu lesen. Dies alles war ungewöhnlich für die damalige Zeit. Bereits als Zwölfjährige muß Louise Otto sehr wach und kritisch gewesen sein. Als 1831 nach sozialen Unruhen in Sachsen der König ein Stück von seiner absoluten Macht abgeben und eine Verfassung erlassen mußte, schrieb Louise ihr erstes politisches Gedicht.

Dann kamen schwere Schläge für Louise. 1835 starben zuerst ihre ältere Schwester, kurz darauf ihre Mutter und wenig später ihr Vater. Die drei Schwestern zogen zu einer alten Tante in die Nähe von Meißen.

Ein weiterer entscheidender Einschnitt in Louise Ottos Leben war die Reise zu ihrer inzwischen verheirateten Schwester nach Öderan im sächsischen Erzgebirge im Jahr 1840. Dort lernte sie die für sie bis dahin unvorstellbaren Lebens- und Arbeitsbedingungen von Arbeiterinnen kennen.

Sie begann, sich zu fragen, warum die einen in Wohlstand leben und die anderen im Elend. Diese Erlebnisse schlugen sich in ihrem ersten Roman nieder: »Ludwig, der Kellner«, der 1842 erschien.

Wir müssen uns ins Gedächtnis rufen, was es vor 135 Jahren bedeutete, als Frau in die Öffentlichkeit zu treten, sich für soziale Probleme zu engagieren und sich auf die Seite der Schwachen und Ausgebeuteten zu stellen! Auch heute ist das noch ungewöhnlich, aber damals war es schlichtweg ein Skandal! Ihre Aktivitäten brachten Louise Otto darum sehr rasch die Feindschaft der sogenannten besseren Gesellschaft ein.

Doch Louise Otto hielt durch. Sie leistete sich 1843 sogar die Ungeheuerlichkeit, auf einen Artikel Robert Blums in den demokratischen »Vaterlandsblättern« zu antworten, in dem es hieß: »Wenn alle Menschen zur Teilnahme an der Gemeinde, dem Staat usw. berufen sind, in welcher Weise werden dann die Frauen ihre Teilnahme zu äußern haben? Indem wir die Frage stellen, sprechen wir damit von vornherein uns gegen die frühere Ansicht der gänzlichen Ausschließung der weiblichen Welt von der Teilnahme am Staatsleben aus.«

Ein für damalige Verhältnisse fortschrittlicher Satz aus Männermund, doch für Louise Otto war das nicht genug. Kurz nach Erscheinen der Zeitung tauchte sie in den Verlagsräumen der »Vaterlandsblätter« auf, legt ihre Antwort auf den Tisch und verschwand wieder. Ihre Antwort: »Die Teilnahme der Frauen an den Interessen des Staates ist nicht ein Recht, sondern eine Pflicht!«

Dies war der Beginn ihrer Zusammenarbeit mit

den »Vaterlandsblättern« und ihrer Freundschaft mit Robert Blum. Gertrud Bäumer schrieb hundert Jahre später über sie: »Sie handelte. Und nicht als Mitläuferin der Männer, nicht als Heldenmädchen, das auf Barrikaden stieg, sondern indem sie sich ihrem Geschlecht zuwandte, um die Frau überhaupt erst einmal zur Bürgerin zu machen. Weil sie sich nicht damit begnügte, den Schaum von den Kelchen der männlichen Begeisterung zu schlürfen, sondern sich der sozialen Not der Arbeiterinnen im Erzgebirge und dem geistigen Ende der Kleinbürgersfrauen annahm, darum war sie doch genial... So wurde sie die Begründerin der deutschen Frauenbewegung.«

Alle Arbeiten, die Louise Otto veröffentlichen wollte, mußte sie zunächst unter dem Pseudonym Otto Stern herausgeben. Dies nicht nur, weil sie über brennende soziale Themen schrieb, sondern auch, weil es damals absolut nicht üblich war, daß »Damen über derartige Dinge schrieben« (so die Zeitschrift »Gartenlaube«).

Louise Otto machte trotzdem weiter. 1847 veröffentlichte sie zwei weitere Bücher: »Die Lieder eines deutschen Mädchen« und »Schloß und Fabrik«, die wiederum Fragen sozialer Ungerechtigkeit behandelten. »Schloß und Fabrik« wurde sofort beschlagnahmt. Durch ihren persönlichen Einsatz gelang es Louise Otto jedoch, das Verbot rückgängig zu machen. Sie hatte die Stirn, sich bis zu dem zuständigen Minister durchzukämpfen, dem sie geradewegs erklärte: »Excellenz, ich bin prinzipielle Gegnerin der Zensur!«

Zur Zeit der Freiheitskämpfe von 1848 hatte Louise Otto bereits viel getan: Sie gründete Arbeiterinnen- und Bildungsvereine, sie half bei Gründungen von Zeitungen, sie sprach auf vielen Versammlungen. Und immer wieder setzte sie sich besonders für die Arbeiterinnen ein.

1848 verfaßte sie die »Adresse eines deutschen Mädchens«, die sich an eine gerade gegründete staatliche Arbeiterkommission in Sachsen richtete: »Glauben Sie nicht, meine Herren, daß sie die Arbeiter genügend organisieren können, wenn sie nur die Arbeit der Männer und nicht auch die der Frauen mitorganisieren – und wenn alle an sie zu denken vergessen: Ich werde es nicht vergessen.« Dies war der Beginn einer intensiven Zusammenarbeit auch mit den später sich gründenden Arbeitervereinen.

1849 gab Louise Otto die erste Nummer der FRAUENZEITUNG heraus! Motto: »Dem Reich der Freiheit verb ich Bürgerinnen«. Die inhaltlichen Schwerpunkte der Zeitung lagen auf besserer Schul- und Berufsausbildung und dem Recht auf Erwerbstätigkeit für Frauen.

Doch der Aufschwung währte nicht lange. Die gerade entstandenen freiheitlichen Bewegungen wurden von der Staatsmacht im Keim erstickt, die Aufstände blutig niedergeschlagen. Viele Kritiker des Systems wurden verfolgt, eingesperrt und teilweise hingerichtet. Ein besonderer Schlag für Louise Otto war die Ermordung Robert Blums, der wegen seiner aktiven Teilnahme an den Freiheitskämpfen zum Tode verurteilt und standesrechtlich erschossen wurde.

Auch ihr damaliger Freund und späterer Ehemann, der Schriftsteller August Peters wurde verfolgt und zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Während dieser Zeit im Gefängnis wurde Peters so schwer krank, daß er bereits 1864 starb.

Auch die ersten Ansätze der Frauenbewegung traf es hart. Die FRAUENZEITUNG wurde 1852 beschlagnahmt. Es gab viele Verhöre und Hausdurchsuchungen. Ein Gesetz wurde erlassen, das Frauen verbot, als Redakteur zu arbeiten!

Louise Otto wurde aus vielen Städten ausgewiesen. Doch selbst in dieser schweren Situation versuchte sie, anderen Frauen Mut zu machen: »Es ist etwas anderes, im Tatendrang und Sturm der bewegten Zeit auch mitzureden, zu schreien... oder im Sklaventum einer kleinen Zeit auch noch mit gefesselten Händen... wenigstens mit den Ketten zu klirren, die man nicht lösen kann. Dies ist die Aufgabe unserer Zeitung... Aushalten ist unsere Losung.«

Diese schweren Rückschläge und die folgenden Jahre des Abwartens und der vergeblichen Versuche, mehr Rechte für Frauen durchzusetzen, muß Louise Otto-Peters als eine ungeheure Niederlage erlebt haben. Anders ist es wohl nicht zu erklären, daß sie in späteren Jahren so vorsichtig wurde.

1865 machte sie einen erneuten Versuch, gemeinsam mit Auguste Schmidt, Frauen zur Zusammenarbeit und zur Organisierung zu bewegen. Es gelang, weil die Zeiten sich geändert hatten: Auf der Leipziger Frauenkonferenz 1865 wurde der »Allgemeine Deutsche Frauenverein« ins Leben gerufen, der sich schnell ausweitete. Sein Ziel: Erwerbstätigkeit und bessere Ausbildung für Frauen.

Aber während dieser und der darauffolgenden Jahre ist von der kühnen und wahrhaft revolutionären Louise Otto-Peters nicht mehr sehr viel zu spüren. Seit der Gründung des ADF gehörte sie dem »gemäßigten« Flügel an, der sich in sehr traditionellen Bahnen bewegte.

Dennoch war es überheblich und politisch dumm, Louise Otto-Peters umstandlos und in abwertender Weise als dem »bürgerlichen Lager« zugehörig hinzustellen – so wie dies Clara Zetkin und andere Frauen aus der »proletarischen« Frauenbewegung später taten. Denn ohne Louises rückhaltloses Engagement – durchsetzt auch gegen die ersten proletarischen Arbeitervereine, die die Erwerbstätigkeit von Frauen ablehnten und die »Ehe als Versorgungsinstitut« aufrecht erhalten wollten – wäre vieles nicht in Gang gekommen. Ohne eine Louise Otto-Peters, die auch um den Preis der politischen Verfolgung für die Rechte von Frauen kämpfte, ohne sie wäre die Frauenbewegung gestern und heute um viele Erfahrungen und Erfolge ärmer.

Und in vielem, wofür sie damals kämpften, hat Louise Otto-Peters auch heute noch recht. So mit dem Satz: »Die Geschichte aller Zeiten hat gelehrt – und die heutige ganz besonders – daß diejenigen, welche selbst an ihre Rechte zu denken vergaßen, auch vergessen wurden.«

RENATE BOOKHAGEN

Orlando

von Virginia Woolf

Ein Auszug aus der Biographie des schönen, ewig jungen, adligen, unwandelbar-wandelbaren Orlando, Herr über große Ländereien und ein Schloß mit 365 Schlafzimmern, der als Gesandter in Konstantinopel in eine ebenso schöne und junge Dame verwandelt wird und – hier beginnt unser Text – nach England zurückkehrt, um hier als Frau oder auch wieder als Mann verkleidet die zweite Hälfte seines 400 Jahre umfassenden, abenteuerlichen Lebens zu verbringen.

Sie erinnerte sich, wie sie als junger Mann beharrlich gefordert hatte, Damen sollten folgsam, keusch, parfümiert und exquisit herausgeputzt sein. »Nun werde ich in eigener Person für diese Forderungen büßen müssen«, überlegte sie; »denn Weiber sind, nach meiner eigenen kurzen Erfahrung in diesem Geschlecht, von Natur weder folgsam, keusch, parfümiert noch exquisit herausgeputzt. Sie können diese Reize, ohne welche sie sich keines der Genüsse des Lebens erfreuen dürfen, nur durch die ödeste Selbstzucht erwerben.

»Da ist einmal das Frisieren«, dachte sie, »das allein eine Stunde meines Vormittags beanspruchen wird. Dann das Sichbesehen im Spiegel; noch eine Stunde. Das Miederschnüren; das Waschen und Pudern; das Umkleiden aus Atlas in Spitzen und aus Spitzen in Padua-seide; das Keuschsein jahraus, jahrein ...«

Hier schnellte sie ungeduldig mit dem Fuß und ließ dabei ein paar Zoll ihrer Wade sehen. Ein Matrose auf dem Mast, der in ebendiesem Augenblick hinuntersah, fuhr so heftig zusammen, daß er den Tritt verfehlte und sich nur mit knapper Not noch retten konnte. »Wenn der Anblick meiner Knöchel den Tod für einen ehrlichen Kerl bedeutet, der zweifellos Frau und Kind zu ernähren hat, dann muß ich sie schon aus reiner Menschlichkeit bedeckt halten«, dachte Orlando (...)

Und sie verfiel in Nachdenken darüber, wohin es mit uns gekommen sei, wenn ein weibliches Wesen alle Schönheiten verdeckt halten müsse, damit nicht am Ende ein Matrose aus dem Mastkorb falle. »Die Pest auf sie!« sagte sie und begriff zum erstenmal, was sie unter anderen Umständen als Kind gelehrt worden wäre: die geheiligten Verantwortlichkeiten des Weibseins.

»Und das ist der letzte Fluch, den ich wohl werde ausstoßen dürfen«, dachte sie, »sobald ich einmal den Fuß auf englischen Boden gesetzt habe. Und mir wird nie wieder erlaubt sein, einem Mann eins über den Kopf zu geben oder ihm ins Gesicht zu sagen, er lüge, oder meinen Degen zu ziehen und ihn ihm durch den Leib zu rennen oder im Haus der Lords zu sitzen oder eine Herzogskrone zu tragen oder in feierlichen Aufzügen zu schreiten oder einen Mann zum Tode zu verurteilen oder ein Heer anzuführen oder mein Pferd durch Whitehall tänzeln zu lassen oder zweiundsiebzig verschiedene Medaillen an der Brust zu tragen.

Ich werde, sobald ich einmal englischen Boden betreten habe, nichts

anderes mehr tun können, als den Tee einzuschenken und meine Herren und Gebieter zu fragen, wie sie ihn gern trinken. Nehmen Sie Zucker? Nehmen Sie Sahne?« Und die Worte hervorlispelnd, war sie entsetzt zu gewahren, was für eine niedere Meinung sie sich über das andere Geschlecht bildete, das männliche, welchem anzugehören früher ihr Stolz gewesen war.

»Aus einem Mastkorb zu fallen«, dachte sie, »weil man die Fußknöchel einer Frau erblickt! Sich auszustaffieren wie einen Guy Fawkes und auf den Straßen zu paradien, damit die Weiber einen bewundern; eine Frau nichts lernen zu lassen, damit sie einen nicht auslacht; der Sklave des schwächsten Dings in Unterröcken zu sein und doch einherzustolzieren, als wären sie die Herren der Schöpfung – Himmel!« dachte sie, »was für Narren sie aus uns machen – was für Narren wir sind!«

Und hier könnte es durch eine gewisse Zweideutigkeit ihrer Worte den Anschein haben, sie tadelte beide Geschlechter gleichermaßen, als gehörte sie keinem von ihnen an; und tatsächlich schien sie vorläufig zu schwanken; sie war ein Mann; sie war ein Weib; sie wußte die Geheimnisse, kannte die Schwächen beider. Es war höchst verwirrend und machte einen ganz wirbelig, sich in einem solchen Gemütszustand zu befinden. Die Annehmlichkeiten des Nichtwissens schienen ihr völlig versagt zu sein. Sie war eine vom Sturmwind dahingetriebene Flaumfeder (...)

Als sie erwachte, segelte das Schiff vor einer guten Brise so nahe der Küste dahin, daß Ortschaften auf dem Klippenrand vor dem Herabgleiten ins Wasser nur durch die Dazwischenkunft eines großen Felsens oder der knorrigen Wurzeln eines uralten Ölbaums bewahrt zu sein schienen. Der von tausenden, schwer mit Früchten behangenen Bäumen herwehende Duft der Orangen erreichte sie auf dem Deck (...)

Die Arme emporstreckend (Arme, das hatte sie schon gelernt, haben keine so fatalen Wirkungen wie Beine) dankte sie dem Himmel, daß sie nicht auf einem Kriegsroß durch Whitehall sprengen noch auch einen Mann zum Tode verurteilen mußte.

»Es ist besser«, dachte sie, »mit Armut und Unwissenheit, diesen dunkeln Gewändern des weiblichen Geschlechts, bekleidet zu sein; besser, die Herrschaft und Zucht der Welt anderen zu überlassen; besser, kriegerischen Ehrgeiz, die Liebe zur Macht und alle übrigen männlichen Begierden los zu sein, wenn eins auf

diese Weise die höchsten, der Menschenseele bekannten Wonnen voll genießen kann, nämlich«, sagte sie laut, wie es ihre Gewohnheit, wenn sie tief bewegt war, »stille Betrachtung, Einsamkeit und Liebe.«

»Gott sei Dank, daß ich ein Weib bin!« rief sie aus und wollte sich schon in diese äußerste Torheit – die weder bei Mann noch Weib von einer betrüblicheren übertroffen wird – stürzen, stolz auf ihr Geschlecht zu sein, als sie über dem einzigartigen Wort innehielt, welches sich, was immer wir tun mochten, um es an seinen Platz zu verweisen, am Schluß ihres letzten Satzes eingeschlichen hat. »Liebe«, sagte Orlando. Sogleich – so groß ist ihr Ungestüm – nahm Liebe menschliche Gestalt an – so groß ist ihr Stolz.

Denn während andere Begriffe es zufrieden sind, abstrakt zu bleiben, will diesen einen nichts anderes befriedigen, als Fleisch und Blut zu werden; Mantilla und Weiberröcke oder Strumpfhosen und Männerwams anzulegen.

Und da alle Geliebten Orlando weiblich gewesen waren, war nun, durch die schuldhafte Trägheit der Menschennatur, sich Herkömmlichkeiten anzupassen, noch immer, obgleich sie selbst jetzt ein Weib war, wen sie liebte, ein Weib; und wenn das Bewußtsein, vom selben Geschlecht zu sein, überhaupt irgendeine Wirkung hatte, war es die, die Gefühle, die sie als Mann empfunden hatte, zu beleben und zu vertiefen. Denn nun wurden ihr tausend Andeutungen und Geheimnisse klar, welche ihr unverständlich gewesen waren.

Nun war die Undurchsichtigkeit, welche die Geschlechter trennt und in ihrem Dunkel unzählige Unlauterkeiten verweilen läßt, beseitigt, und wenn irgend etwas daran ist, was der Dichter über Wahrheit und Schönheit sagt, gewann diese Zuneigung soviel an Schönheit, wie sie an Trügerischem verlor. (...)

Und vom Eifer dieser Entdeckung und der Jagd nach allen den Schätzen, die sich nun enthüllten, war sie so entrückt und wie verzaubert, daß sie meinte, eine Kanonenkugel berste an ihrem Ohr, als nun plötzlich eine Männerstimme sagte: »Gestatten Sie mir, Ma'am«, eine Männerhand sie auf die Füße zog und die Finger eines Mannes, auf deren mittlerem ein Dreimaster tätowiert war, zum Himmelsrand wiesen.

»Die Uferklippen Englands, Ma'am«, sagte der Kapitän, und er hob die Hand, die auf den Himmelsrand gewiesen hatte, zum Salut.



Oh Virginia

1891. Virginia ist neun Jahre alt. Ihre Schwester Vanessa ist zwölf. Sie werden zu Hause unterrichtet, von ihren Eltern und von Hauslehrerinnen. Und sie haben weibliche Fertigkeiten zu lernen: Musik, Malen, Tanzen. Ihre Tanzlehrerin trägt schwarzen Satin, hat ein Glasauge und einen Stock. Sie will ihnen graziöses Verhalten beibringen. Vanessa und Virginia langweilen sich tödlich. Ihr Bruder Thoby, elf Jahre alt, geht zur Schule und lernt Griechisch.

Jahre später: Vanessa, dann Virginia werden in die »Gesellschaft« eingeführt. Nach einer guten Partie ist auszuschauen. Vanessa findet es öde. Virginia ist entsetzt. Sie fällt aus der Rolle. Sie spricht über für Frauen Ungehöriges. Über Platos »Gastmahl« zum Beispiel. Man ist schockiert. Frauen haben in Gesellschaft besser zu schweigen. Bruder Thoby studiert inzwischen und gehört zur intellektuellen Avantgarde in Cambridge.

Virginia und Vanessa wehrten sich gegen ein enges Frauenleben: Vanessa wollte Malerin werden, Virginia Schriftstellerin. Denn in ihrer Familie hatte man sich seit Generationen mit Schreiben und Kunst beschäftigt – sogar einige Frauen. Sie gehörten zur oberen Mittelschicht, deren Söhne in Cambridge studieren und deren Töchter ebenso selbstverständlich gut, aber für Ehe und Familie

erzogen wurden. Virginia empörte das. An ihrem Bruder erfuhr sie, welche intellektuellen Möglichkeiten ihr nur wegen ihres Geschlechts verschlossen bleiben sollten. Sie griff zur Selbsthilfe, sie las sich durch die Bibliothek ihres Vaters und sie begann früh und regelmäßig zu schreiben.

Bereits 1897 plante sie eine »Geschichte der Frauen«. Was zeigt: Virginia war sich sehr früh ihrer Lage als Frau bewußt. Dennoch wagte sie, Schriftstellerin zu werden. Aber sie hatte nicht die Kraft, alle weiblichen Normen zu sprengen. Sie litt darunter, daß eine Frau zu wählen hat. (Ergreift sie einen »Männerberuf«, hat sie kaum Recht auf privates Glück). »Ich will alles«, schrieb Virginia, »Lieben, Kinder, Abenteuer, Intimität, Arbeit.« Aber das ist in dem für Frauen abgezielten Lebensbereich kaum hinzukriegen. Auch Virginia scheiterte. Und deswegen schreibe ich über sie. Denn sie steht nicht allein. Ihre Kämpfe sind »weiblich«. Wie sie versuchten viele Schriftstellerinnen, ihre Arbeit mit der ihnen diktierten »Weiblichkeit« zusammenzubringen. Der Preis war hoch.



Virginia wuchs auf zu einer Zeit, als in England militante Emanzipationskämpfe tobten. Das war auch ihr Kampf. Virginia arbeitete für die Suffra-

getten. Aber sie war bürgerlich und scheute die offene Konfrontation. Sie hielt Vorträge, setzte sich für das Frauenwahlrecht ein, schrieb Briefumschläge für die Suffragetten-Organisation. Und sie schrieb bewußt feministische Texte: »Frauen beginnen ihr eigenes Geschlecht zu erforschen, Frauen zu beschreiben, wie Frauen noch nie zuvor beschrieben worden sind. Denn bis vor kurzem waren Frauen in der Literatur natürlich die Schöpfung von Männern.«

*

Schon zu Virginias Lebzeiten war klar, sie war eine der großen Schriftstellerinnen ihrer Generation. Sie tat, was nur wenigen Frauen in der Geschichte der Literatur gelang – sie erneuerte das Erzählen. Sie brach mit dem konventionellen Roman, verzichtete auf durchgehende Handlungen, scharf umrissene Charaktere. Ihre Figuren bestehen aus Träumen, Gedanken, Empfindungen, aus einsamen Selbstgesprächen und Erinnerungen, aus Wahrnehmungen von Geräuschen, Düften, Jahreszeiten und Landschaften. Einige ihrer Romane erschließen sich deswegen nur schwer. Sie sind wie eine vom Nebel verhangene Landschaft, wie ein Traum. Undeutlich die äußeren Konturen, aber überdeutlich die Gefühle, Gedanken und Assoziationen des Augenblicks. Virginia spricht vom »psychologischen Satz des weiblichen Geschlechts: Er besitzt eine dehnbarere Faser, ... fähig, sich bis zum Extrem zu dehnen, dabei die zartesten Teilchen zu stützen und die vagesten Umriss zu umschließen«. Virginias präzise Beobachtungsgabe gilt dem klassischen weiblichen Bereich: der Welt der Gefühle und Stimmungen. Und sie entdeckt mit satirischer Genauigkeit männliche Absurdität und Eitelkeit.

*

Erst mit 33 Jahren publizierte Virginia ihren ersten Roman. Sie hatte sieben Jahre an ihm gearbeitet. Ihr Anspruch an literarische Qualität und an sich selbst war radikal. Vor der Publikation wurde sie vor Angst krank. Sie fürchtete, daß ihr Schreiben für eine Verrücktheit gehalten würde. Sie war so verzweifelt, daß sie einen Selbstmordversuch machte.

*

»Sie lehnt das Besitzergreifende und den Herrschaftsanspruch der Männer ab. Sie mag Männlichkeit einfach nicht.« Das schrieb Vita Sackville-West, Virginias Freundin und Geliebte in den zwanziger Jahren. Virginia beugte sich auch in der Liebe nicht der Norm. Als sie jung war, gehörte all ihre Leidenschaft und Zärtlichkeit nur Frauen. Sie hatte sich nie von einem Mann erotisch angezogen gefühlt. Aber sie konnte sich ein Leben ohne den sozialen Schutz des Mannes nicht vorstellen. Sie wollte heiraten. Leonard Woolf war auch Schriftsteller. Er verliebte sich leidenschaftlich in Virginia. Sie waren Nachbarn und sie hatten ein gemeinsames Programm: sie schrieben jeden Morgen fünfhundert Wörter. Virginia zögerte, ihn zu heiraten. Sie schrieb: »Wie ich dir schon neulich brutal sagte, ich fühle mich von dir nicht sexuell angezogen.« Aber schließlich heiratete sie.

Und sie hatte Glück. Leonard unterstützte ihre Arbeit. Als sich Virginia zu Anfang ihrer Ehe Kinder wünschte, war es Leonard, der meinte, sie sei nicht dafür geschaffen. Und Leonard akzeptierte auch ihre Beziehungen zu Frauen. Selbst ihre Liebe zu Vita Sackville-West, der sie eins ihrer schönsten Bücher widmete: »Orlando«. In diesem Text überwindet sie die Frauenrolle, die ihr im Leben so zu schaffen machte, schafft die Geschlechter überhaupt ab. Der Mann Orlando wird im Laufe des Romans zu einer Frau, liebt Männer und Frauen, wechselt schließlich beliebig das Geschlecht. Hier verarbeitet Virginia in der Literatur einen Kampf, den sie im Leben teuer bezahlte.

*

In einer Depression schrieb Virginia 1911 an Vanessa: »29 Jahre, unverheiratet, ein Versager, kinderlos, krank, kein Schriftsteller.« Das waren ihre Ängste. Sie überwand sie nie. Ihren ersten Zusammenbruch hatte sie mit 13 Jahren, nach dem Tod ihrer Mutter. Sie hörte Stimmen, ihr Puls raste, sie wurde nervös und depressiv, sie verlor den Verstand. Das wiederholte sich in allen Krisen. Nach dem Tod des Vaters und immer wieder vor dem Erscheinen fast jeden Buches. Zwei Ängste plagten sie vor allem. Zunächst, in ihrer Arbeit zu versagen. 1937, vor der Veröffentlichung von »Die Jahre« – sie war längst eine berühmte Schriftstellerin – schrieb sie: »Ich werde ausgelacht, verspottet, lächerlich gemacht werden.« Dann: als Frau die »weibliche« Rolle verfehlt zu haben. 1926 notierte sie: »Ich wachte um drei Uhr auf. Es fängt an, es kommt – der Horror, körperlich wie eine schmerzhaft Welle, die über dem Herzen anschwillt – es zieht mich hoch. Ich bin unglücklich, unglücklich! Hinunter – Gott, ich wünsche ich wäre tot. Pause. Aber warum fühle ich so? Laß mich schauen, wie die Welle sich hebt. Ich beobachte. Vanessa. Kinder. Versagen. Ja, ich entdecke das. Versagen, Versagen.« Ihre Krankheiten waren qualvoll. Sie konnte monatelang nicht mehr schreiben.

*

1940: eine weitere Bedrohung. Die Nazis führten ihren Krieg siegreich, eine Invasion Englands schien nicht ausgeschlossen. Leonard war nicht nur Jude, er war auch Sozialist. Sie dachten an gemeinsamen Selbstmord bei einem deutschen Sieg. Virginia beendete ihr letztes Buch »Zwischen den Akten«. Wieder kam ihre Krankheit, schlimmer als je zuvor. Sie wollte nicht, daß ihr Buch veröffentlicht wurde. Am Tag vor ihrem Tod gestand sie ihrer Ärztin, sie fürchte sich vor der Krankheit und daß sie nicht mehr würde schreiben können. Am 28. 3. 41 ging sie zum nahen Fluß, einen großen Stein in der Manteltasche und ertränkte sich.

*

Oh Virginia. Keine hat so genau über die Frauen und das Schreiben nachgedacht wie du. Kaum eine hat so daran gelitten wie du. Aber kaum eine hat uns auch so viel gegeben.

ANGELIKA WITTLICH

Virginia mit ihrer Mutter, der Hausfrau Julia Stephen



Virginia mit ihrem Vater, dem Publizisten Sir Leslie Stephen



Virginia und Leonard Woolf, eine zärtliche aber keine erotische Beziehung.



Virginia und Vanessa, beide schon damals entschlossen, berühmt zu werden.



»29 Jahre, unverheiratet, ein Versager, kinderlos, krank, kein Schriftsteller.«



Virginias Freundin und Geliebte Vita Sackville-West: »Sie mag Männlichkeit einfach nicht.«

Wer hat Angst vor schreibenden Frauen?

Die Dame sitzt auf lila Samt. Fuß- und Fingernägel sind rot lackiert und ihr braunes Haar ist zu einer artigen Tolle geschlungen. Sie ist nackt und kritzelt in sehr unbequemer Haltung scheinbar etwas auf ein Blatt Papier. Die Dame ziert einen SPIEGEL-Titel. Eine Seite weiter sehen wir sie in anderen Posen und entdecken, daß es auch noch übler geht. Neben ihr der Fotograf, ein alternder Playboy namens Newton. Von ihm war in letzter Zeit öfter zu lesen, er knipse die Nackten ganz besonders erotisch.

Um was geht es? Um Striptease in der BRD? Um Luxus-Bordelle in Paris? Nein. Es geht um schreibende Frauen. Um Schriftstellerinnen. Und was kommt bei diesem Artikel raus? Allerhand.

Um es gleich zu sagen. Der Text des Herrn Rummel ist ein Amoklauf durch Jahrhunderte weiblicher Literaturgeschichte. Die Ironie dabei ist: Der SPIEGEL wäre nie auf den Gedanken gekommen, eine Titelgeschichte über Schriftstellerinnen zu bringen, wenn es nicht die Emanzipationsimpulse gäbe. Und genau das versucht Rummel zu leugnen. In den Texten eigenständig werdender Frauen ist er auf der panischen Suche nach Abhängigkeit vom Mann:

»Steppenwölfinnen gleich pirschen die neuen Heldinnen nach dem Sexualobjekt Mann« lesen wir da. Und gleich im nächsten Satz: »Komik ist dabei nicht auszuschließen!«

Stimmt.

Dieser arme Fritz R. versucht in endlosen Zitaten zu beweisen, die schreibenden Frauen von gestern und heute hätten nur eines im Sinn: die Jagd nach dem Schwanz. Dieser arme Fritz R. tut das krampfhaft und schrill wie ein Kind, das laut im Walde singt: »Ich hab keine Angst vorm bösen Wolf.«

Und wie er Angst hat. Dieselbe Angst, die Jahrhunderte lang zu verhindern verstand, daß Frauen überhaupt zum Zuge kamen. Wie leicht ist doch männliches Selbstverständnis zum

Wanken zu bringen. Sobald Frauen anfangen, auch sich und ihre eigene Arbeit wichtig zu nehmen, kriegen Männer Panik.

Schreibende Frauen – und das ist das Problem all dieser Rummlers – haben weiß Gott andere Sorgen als männliche Potenz.

Da ist Erica Jongs Heldin Isadora Wing, die immer vom »Sponsantick« quasselt. Sie ist ihm Beweis für die Schwanzfixiertheit aller Schriftstellerinnen. Die Arme. Sie ist das ganze Gegenteil. Denn ihre Romanheldin ist zwar in der Phantasie hemmungslos, in der Realität aber prüde. Der Mann, dem sie nachjagt, ist schließlich nicht zufällig impotent... Von einem realen »Fick« kann in diesem Buch kaum die Rede sein, von einem spontanen schon gar nicht.

Wenn diese Realität nicht in männliche Phantasmen paßt, ein Rummel biegt es schon zurecht. Da wird die gesamte neuere amerikanische Frauenliteratur zur Pornografie degradiert. Auslassungen, Fehlinterpretationen, alles ist erlaubt. Diktiert von der eigenen Angst vor Privilegien-Verlust und dem totalen Desinteresse an Menschen und Inhalten (eine SPIEGEL-Spezialität, nicht nur im Kulturteil).

Ein Beispiel: Virginia Woolf wird mit einer Passage zitiert, in der sie erzählt, wie man in ihrem literarischen Zirkel mit beginnender Liberalisierung der Sitten auch mal über Sperma sprach. Na und? Was heißt das schon? Von Virginias Frigidität, von der Frigidität fast aller schreibenden Frauen, von ihrem ungeheuren Konflikt zwischen »weiblicher Rolle« und »unweiblicher Kreativität« ist nicht die Rede.

Dafür wird vom verfeinerten »literarischen Besteck« geschwätzt, das Virginia Woolf geliefert habe und mit dem nun auch ein »gut Teil deutscher Autorinnen, in Ost wie West« operiere. Und dann folgen in wildem Durcheinander Gabriele Wohmann, Ingeborg Bachmann, Karin Struck, Elisabeth Plessen, Irm-

traud Morgner. Welcher Literaturkritiker könnte es wagen zu schreiben, Marcel Proust habe ein »literarisches Besteck« geliefert, mit dem nun Frisch, Grass, Kroetz und Handke operierten? Keiner! Es würde sich schlicht lächerlich machen. Aber bei Frauen geht das. Sie werden weder historisch, noch als einzelne und differenziert zu wertende Individuen begriffen.



„Wie läßtst du dich, seit du gelernt hast, mit deinem Dämon zu leben?“

Schreiben tun sie nur mit der Vagina, siehe Spiegel-Karikatur. Dicke Phalli selbst in der Ziervitrine – so träumt das Herr Rummel.

Zum penetranten Phallokrisis kommt dieser unsägliche Journalismus. Manirierte Wortspiele, die komisch sein wollen. (»Henry Miller, der alte Spaßvögler«, »die wichtigen Glieder der Gesellschaft«) Und die Zitomanie. Das berühmte »Spiegel-Archiv«, dieser Zettelkasten, der vortäuschen soll, hier würde etwas kompetent mitgeteilt. Alles Bluff. Der Mensch, der diese Titelgeschichte fabrizierte, hat schlicht keine Ahnung von Literatur. Entweder hat er nichts gelesen oder nichts verstanden.

Zum Schluß muß er dann doch noch ein paar Autorinnen zitieren, die sich auch beim besten Willen nicht zu schwanzfixierten Oh-oh-oh-Stammlerinnen umfunktionieren lassen. Das verschlägt ihm die Sprache. Und weil es da für ihn brenzlich wird, hört er lieber ganz schnell auf. Resümee: Über schreibende Frauen haben wir in diesem SPIEGEL-Artikel wenig erfahren, viel über die Obsessionen eines alternden SPIEGEL-Redakteurs.

Minz und Maunz



VON DER NATUR NICHT VORGESEHEN

von Hilde Domin

»Frauen können nicht logisch denken«. Daß logisches Denken nur mittels des Penis zu bewerkstelligen ist, scheint ein unausrottbares Axiom der Vulgärmedizin zu sein. Daß der Penis zum Auspissen des Feuers geeignet ist, während Frauen »den Strahl nicht lenken können« (Freuds Erklärung für den Primat der Männer), ist dagegen nachweisbar, jedoch im Zeitalter der zweiten Industrierevolution ziemlich unwichtig. Frauen können auch keine »Rosen in den Guadalquivir pissen«, wie Lorca vorschlägt, und sind auch im Pißduell, wie Breton es übte, »nicht satisfaktionsfähig«.

Ein Zitat aus »Von der Natur nicht vorgesehen«, Piper, 8 Mark

JUNGFRAUEN, MÜTTER UND EIN FÜHRER

von Maria-Antonietta Macciocchi

»In der Politik braucht man die Unterstützung der Frauen, die Männer folgen einem von allein!« (Adolf Hitler). Was tat der Faschismus, um die Frauen zu gewinnen?

Klar wird: der Zynismus des faschistischen Männlichkeitswahns ist unverhüllt. Mussolini: »In unseren Tagen sind die Maschine und die Frau zwei Hauptursachen für die Arbeitslosigkeit. Im besonderen Fall kann die Frau sehr häufig eine Familie, der es dreckig geht, oder sich selbst retten, doch ihre Arbeit ist im allgemeinen eine Quelle politischer und moralischer Verbitterung.

(...) Der Auszug der Frauen aus der Arbeitswelt wird ohne Zweifel für viele Familien wirtschaftliche Folgen haben, doch dafür wird eine Legion von Männern das gedemütigte Haupt erheben und eine hundertmal größere Zahl neuer Familien mit einem Schlag ins nationale Leben treten. Man muß sich davon überzeugen, daß die Arbeit, die bei der Frau den Verlust ihrer weiblichen Eigenschaften herbeiführt, beim Manne eine sehr starke körperliche und moralische Manneskraft zur Folge hat.«

So weit der Duce. Wichtig, das aufmerksam zu lesen. Denn nicht nur die bekannten Schwankungen der Konjunktur verhindern die qualifizierte und kontinuierliche Arbeit von Frauen. Die herrschenden Interessen sind nicht nur kapitalistische sondern auch patriarchalische. In den Männerköpfen steckt Angst: die arbeitende Frau als Bedroherin männlicher Potenz und Übermacht – heute wirds nur nicht mehr so deutlich formuliert.

Wagenbach, Politik 73, 7,50



Jane Austen

EMMA

von Jane Austen

Erschienen 1816. Ein Roman übers Heiraten am Anfang des 19. Jahrhunderts. Man kann sich freuen, wie genau und spannend Jane Austen ihre Figuren fast nur durch Dialoge charakterisiert. Und man kann herausfinden, wie Bürgerstöchter zur Zeit von Jane (1775–1817) lebten. Nur durch die Ehe war es der Frau möglich, einen anerkannten, wenn auch winzigen Platz in der Welt zu kriegen.

Jane Austen, eine der bedeutendsten Romanschreiberinnen der englischen Literatur, veröffentlichte alle ihre Bücher anonym. Unter ihrem ersten Roman stand: »Von einer Lady«. Die nächsten erwähnten die vorangegangenen Romantitel, nie ihren Namen.

Schreiben war damals eine für Frauen unerhörte Tätigkeit. Zunächst wußte nur Janes engste Familie davon. Sie schrieb im allgemeinen Aufenthaltsraum. Kam ein Besucher, versteckte sie ihre Manuskripte schnell unter anderen Papieren oder brachte sie fort.

Das Buch ist im Moment vergriffen.

FRAUENJAHRBUCH

Das zweite »Frauenjahrbuch« ist da, geschrieben und zusammengestellt von Frauen aus der Bewegung. Es hat den Anspruch, »Ausdruck der derzeitigen deutschen Frauenbewegung zu sein«.

Gerade auch für Frauen, die selbst nicht in der Bewegung aktiv sind, ist

dieses Buch sicherlich eine Fundgrube. Sie werden ihre alltäglichen Erlebnisse und Sorgen wiederfinden, beschrieben und meist auch analysiert; aber auch Ideen und Vorschlägen begegnen, die sie bisher noch nicht gewagt haben, zu denken.

Verlag Frauenoffensive, 10 Mark.

DAS ROSAROTE MÄDCHENBUCH

von Hedi Wyss

»Ermutigung zu einem neuen Bewußtsein« ist der Untertitel des rosaroten Mädchenbuchs von Hedi Wyss. Zu Recht. Endlich hat eine Frau ein Buch geschrieben, das sich speziell an uns junge Frauen richtet. Hedi Wyss räumt mit dem Mythos vom »schwachen Geschlecht« auf, erläutert Ursachen und Folgen des Patriarchats und vor allen Dingen befaßt sie sich mit Sexualität.

Dieses Buch war und ist für mich ein Erlebnis! Hier wird all das angesprochen, ausgesprochen und erklärt, was mich schon lange bedrückte. Eines der wichtigsten Kapitel war für mich das über Sexualität. Denn Sexualität wird auch in unserer so progressiven Jugend immer noch totgeschwiegen.

Über Sexualität »spricht man nicht«, obwohl überall »freie« Sexualität proklamiert wird. Hedi Wyss nun zeigt auf, wie gerade wir jungen Frauen unter der »freien« Sexualität zu leiden haben. Denn wir schlafen nicht mit den Jungen, weil wir das unbedingte Bedürfnis nach Geschlechtsverkehr haben, sondern weil wir »Angst davor haben, nicht mithalten zu können, nicht anerkannt zu werden, nicht als modern und normal zu gelten«.

Aber Hedi Wyss beschreibt und erklärt nicht nur, sie gibt auch Ansätze zur Lösung bestehender Probleme und auch dies ist unheimlich wichtig, denn das gibt uns auch die Möglichkeit zu handeln.

Ihr solltet es unbedingt lesen!

Ela, 17 Jahre, Schülerin
Fischer, 4 Mark 80

Ela



Zweitausendeins No 3.

„Die ersten 20 «Kursbuch»-Bände nochmals drucken und dann für ein paar Mark verkaufen. Das wäre was.“

Diese als Vorschlag getarnte Frage richteten wir an den Herausgeber Hans Magnus Enzensberger.

Denn seit Jahren waren die ersten 20 Bände dieses „interessantesten Periodikums in Westdeutschland“ (NEW YORK TIMES) beim Verlag ausverkauft, in den Buchhandlungen vergriffen, sie wurden selbst unter Freunden nur ungern verliehen.

„Aus Kursbüchern ist ersichtlich, wo es hingeht.“ DIE ZEIT.

Obwohl Enzensberger anfangs untertreibend meinte, Kursbücher gäben nur „Verbindungen an“ und schrieben „keine Richtungen vor“, stellte sich doch bald heraus, daß das Kursbuch zumindest richtungsweisend war.

Kursbuch 2 1965 legte mit seinem Dossier „Der Iran und sein Wohltäter“ die Grundlage zu dem etwas distanzierteren Empfang, den der Schah 1967 hierzulande hatte. Das gleiche Kursbuch berichtete in „Apartheid als Geschäft“ über das westliche Wirtschaftsinteresse an der unveränderten Situation in Südafrika, ein derzeit auch nicht gerade unaktuelles Thema.

Kursbuch 6 1966 berichtete über „Die amerikanische Opposition gegen den Krieg in Vietnam“, aus der bald auch eine hiesige wurde. Heft 17 1969 behandelte „Die kulturelle Revolution der Frau“ und lieferte damit erste feministische Ansätze. Und bereits in Kursbuch 19 erschien 1969 eine „Kritik des Anarchismus“.

„Mal in Enzensbergers Kursbuch klicken, das bringt einen anderswohin.“ Alexander Mitscherlich.

Das von Hans Magnus Enzensberger herausgegebene und bei Suhrkamp verlegte Kursbuch hatte gleich nach seinem ersten Erscheinen 1965 „einen Erfolg, der auf dem deutschen Zeitschriften-Markt bisher seinesgleichen sucht“, sagt der Westdeutsche Rundfunk. In der Zeit „von Juni 1967 bis Sommer 1968 war die Publikation fast schon zu einer Institution der revolutionsgestimmten Linken in der Bundesrepublik geworden“, steht in der ZEIT zu lesen. Und selbst das linker Parteinarbeitersicherlich unverdächtige CAPITAL mußte beeindruckt zugeben: „Vergleicht man die derzeitige Druckauflage der linken Eliteschrift Kursbuch, welche die auf diesem Niveau schwindende Höhe von 40 bis 45.000 erreicht hat und hält, mit den Auflagen der im Anspruch vergleichbaren renommierten bürgerlichen Diskussions- und Kulturzeitschriften – 3.000 bis 7.000 Exemplare –, so hat man im übrigen einiges Recht auf die Folgerung, der Geist stehe auch heute nun einmal links.“

Plötzlich kosten die ersten 20 kompletten Kursbuch-Bände nicht mehr 160 Mark. Sondern 29,90. Haben Sie die übrig?

Kursbuch 1
Beckett Falsch angefangen J. Becker Glucksreihen Chotewitz Hommage a Frantek U. Johnson Eine Kneipe geht verloren K. M. Michel Sprachlose Intelligenz Dossier 1. Streit um Worte, Sartre/Simon Dossier 2. Auschwitz-Prozess P. Weiss, M. Walser. Und mehr.

Kursbuch 2
Fanon Vonder Gewalt C. Fuentes. Rede an d. Bürger d. USA Castro. Rede v. d. UNO Robinson Von China aus gesehen R. Barthes Afrikanische Grammatik Dossier. Der Iran & sein Wohltäter/Apartheid als Geschäft/Entwicklungshilfe o. Ausbeutung/Volkes Stimme H. M. Enzensberger Europäische Peripherie Und mehr.

Kursbuch 3
Foucault Spuren d. Wahnsinns Lars Gustafsson Ballonfahrer Hermans Manuskript gefunden in einer Klinik Häfner Einblicke in Wahnwelten Barthelme Spiel Chr. Enzensberger Verminderung d. Menschen Dossier Wahn & Politik Und mehr.

Kursbuch 4
Kathismus zur deutschen Frage Briefe d. Bundesminister für Verteidigung v. Braun 5 Gedichte auf Deutschland J. Ziem Brief aus Halle M. Walser. Eine gewöhnlich verlaufende Reise Dossier. Fahrlässige Werbung Und mehr.

Kursbuch 5
Sanguineti Purgatorio dell' Inferno A. B. Johnson Traktat über die Sprache Saussure Gegenstand der Sprachwissenschaft Carnap Strukturbeschreibungen Lytjanow & Jakobson Literatur & Sprachforschung Bierwisch Strukturismus Geschichte Probleme & Methoden Levi-Strauss Sprache & Gesellschaft Und mehr.

Kursbuch 6
Falinghetti Where is Vietnam? Dossier Amerikanische Opposition gegen den Krieg in Vietnam/Erzählungen aus einem chinesischen Dorf Kantowsky Versagen der indischen Landreform Bo Gustafsson Versuch über den Kolonialismus P. Weiss & H. M. Enzensberger Kontroverse um politische Moral Und mehr.

Kursbuch 7
Lettau Der Feind G. Grass Vom Rest unterm Nagel H. Müller Lohndrucker Max Frisch Erinnerungen an Brecht K. Volker Brecht & Lukas Heinrich Boll Brief an einen jungen Nicht-Katholiken Lettau Journalismus als Menschenjagd Dossier Ein Wirtschaftstag der CDU/Kommentare zur deutschen Frage (Augustin Dichtgans Mitzenheim u. a.) Und mehr.

Kursbuch 8
Neue Mathematik. Bertrand Russell Die Mathematik & die Metaphysik A. Jabro Kontroversen über das Wesen der Mathematik Wittgenstein Bemerkungen über die

Grundlagen der Mathematik Turing Kann eine Maschine denken? Neumann Allg. & logische Theorie der Automaten Levi-Strauss Mathematik vom Menschen Und mehr.

Kursbuch 9
Revolution, Protest. Herbert Marcuse Ist die Idee der Revolution eine Mystifikation? Dossier 1. Kronstadt 1921 oder die Dritte Revolution Kuron/Modzelewski Offener Brief an die Polnische Arbeiterpartei Schickel Dialektik in China Dossier 2. Vietnam & die Weltrevolution Chomsky Vietnam & die Redlichkeit des Intellektuellen Walser Praktiker, Weltfremde & Vietnam Zur Kritik der progressiven Intelligenz in Deutschland Und mehr.

Kursbuch 10
Dossier Chlebnikov und andere Manganelli Über die Schwierigkeit, mit den Toten zu verkehren Chr. Enzensberger: Großer Versuch über den Schutz Herburger Dogmatismus über Gedichte Johnson Brief aus NY Und mehr.

Kursbuch 11
Revolution in Lateinamerika. Peter Weiss Che Guevara! Imperialismus & Revolution in Lateinamerika Imp. & kapital. Entwicklung/Der bewaffnete Aufstand/Internationaler Kontext China, Cuba, Vietnam Interview mit Douglas Bravo Kontroverse Castro & die kommunistische Partei Venezuelas Dossier Lateinamerikanische Annalen Berliner Gemeindeplätze Und mehr.

Kursbuch 12
Der nicht erklärte Notstand. Dokumentation & Analyse eines Berliner Sommers

Kursbuch 13
Nirumand Die Avantgarde der Studenten im internationalen Klassenkampf Schütz Widerstand an Spaniens Universitäten Donolo Theorie & Praxis der Studentenbewegung in Italien 2 Dossier Studenten in Prag/Wirschauser Bilanz Sonntag Versuch über die lateinamerikanischen Universitäten Dossier Politische Kriegsdienstverweigerung Kriege Studenten in Frankreich Negt Studentischer Protest – Liberalismus – „Linksfaschismus“ Und mehr.

Kursbuch 14
Kritik der Zukunft. Koch Kritik der Futurologie Dossier Zukunft der Konterrevolution Goodman Plauderstunden d. Rüstungsindustrie Dossier 2 SF-Literatur in Deutschland Friedrich Engels Von der Autorität Dossier Konkrete Utopie 72 Gedanken für die Zukunft Dutschke/Rabehl/Semler Ein Gespräch über die Zukunft Und mehr.

Kursbuch 15
Cimarron Erzählungen eines ehemaligen Sklaven Lu Hsun 4 Schriften u. Literatur & Revolution Dossier China Kultur Revolution Literatur Mao Tse-tung Ein unveröffentlichtes Gedicht Salvatore Versuche über Unseren Karsunke Anachronistische Polemik K.

M. Michel Ein Kranz für die Literatur H. M. Enzensberger Gemeinplätze die Neueste Literatur betreffend Kursbogen Autodafé Die Kritik ist tot Und mehr.

Kursbuch 16
Kulturrevolution/Dialektik der Befreiung. Schneider Phahtasie im Spätkapitalismus & die Kulturrevolution Kriepe Spontaneität & Organisation Dossier dazu Laing Undurchschaubarkeit & Evidenz in modernen Sozialsystemen Carmichael Black Power Henry Soziale & psychologische Kriegsvorbereitung Gerassi Imperialismus & Revolution in Amerika Sweezy Zukunft des Kapitalismus Marcuse Befreiung v. d. Überflußgesellschaft Und mehr.

Kursbuch 17
Frau/Familie/Gesellschaft Schrabert-Klebert Kulturelle Revolution der Frau Hazel Unwissenschaftliche Betrachtungen eines weiblichen Monstern Der Begriff Frau Dossier Emanzipationen Protokoll von E. Runge Luc Jochimsen Frauen in der BRD Die Mehrheit, die sich wie eine Minderheit verhält Mas Familie im alten und neuen China Berndt Kommune & Familie Kommune 2 Kindererziehung in der Kommune Dermittel Thesen zur antiautoritären Erziehung Kursbogen und mehr.

Kursbuch 18
Cuba Marti Schleuder Davids Dossier 50 Jahre cubanischer Geschichte mit den Augen einer Kochin Chaumon Angriff auf den Präsidentenpalast Desnoes Erinnerungen eines Zurückgebliebenen Kontroverse u. d. ökonomische System in Cuba Guevara Bettelheim E. Mandel Alonso Wider die Lehrbücher des Marxismus Castro 3 Reden Padilla 5 Gedichte Bildnis einer Partei PCC Kursbogen Tupamaros Und mehr.

Kursbuch 19
Kritik des Anarchismus. Bakunin Brief an A. Herzen Dreßen Gegen Narzißmus & Volkstumelei Hobbsawm Was kann man noch vom Anarchismus lernen? Stalin Anarchismus oder Sozialismus Harich Zur Kritik der revolutionären Ungeduld Schickel Anarchismus in China K. M. Michel Herrschaftsfreie Institutionen? Kursbogen Und mehr.

Kursbuch 20
Über ästhetische Fragen. Benjamin Methodenfragen e. marxistischen Literatur-Analyse Chr. Enzensberger Die Sache m. d. Literatur die Sache m. d. Person Walser Über die Neueste Stimmung im Westen Karsunke Die Straße & das Theater Wondratschek Roman Roehler Die Abrechnung deutsche Sätze für Schüler & Erwachsene Jürgens Staatskritik Haug Kritik der Warenästhetik Baukasten zu einer Theorie d. Medien Siepmann Rotfront Faraday Und mehr.

Um die ersten kompletten Jahrgänge des Kursbuchs, einzeln gekauft, ins Regal stellen zu können, hätten Sie damals schon 160 Mark ausgeben müssen. Nicht gerechnet die Liebhaberpreise, die bisher für die verschollene Ausgaben oder Raubdrucke gezahlt wurden. (Antiquariate verlangten rund 25 Mark pro Kursbuch, macht schreckliche 500 Mark für die kompletten 20 Bände!).

Ab jetzt ermäßigt sich der erforderliche Betrag drastisch auf ganze 29,90 DM. Der Herausgeber Hans Magnus Enzensberger hat uns nämlich die Erlaubnis zum kompletten Nachdruck gegeben. Und wir veröffentlichen die ersten 20 Kursbuch-Bände nun ungekürzt, als Reprint der Originalausgaben, incl. Kursbögen. Unser Reprint hat 4.168 Dünndruckseiten (11 x 15 cm), ist in zwei dicke Ganzleinen-Bände gebunden (dunkelblaues Irisleinen mit Prägung). Jeder Band hat ein Lesebändchen und ein Gesamtinhaltsverzeichnis.

Wo es die 20 Kursbuch-Bände für nur 29,90 gibt.

1. Nicht im Buchhandel, tut uns leid, sondern nur bei uns, exklusiv bei Zweitausendeins.
2. In unseren Läden Berlin Kantstraße 131, Frankfurt Eschersheimer Ldstr. 5, Freiburg Schiffstr. 10, Mainz Große Langgasse 8 und München Amalienstraße 45.
3. Per Post mit dem nachfolgenden Coupon. Zu erwähnen wäre noch der begrenzte Vorrat. Und die Auslieferung in der Reihenfolge des Bestelleingangs.

Hiermit wird bestellt:

Bitte ausschneiden und einsenden an Zweitausendeins Versand, Hahnstraße 54-56, Postfach 710249, 6000 Frankfurt am Main 71.

Ich bestelle _____ Exemplar(e) der kompletten Ausgaben Kursbuch 1 bis 20, in 2 Dünndruckbänden, Ganzleinen, Format 15 x 10 x 5 cm, für zusammen nur 29,90 DM, incl. Mehrwertsteuer.

Zahlungsweise:

☐ Ich füge 1 Post/Bankscheck bei über _____ DM plus 2,50 Versand.

☐ Schicken Sie die Ausgabe bitte per Nachnahme. Die Nachnahme- und Versandkosten will ich tragen.

Keine Lieferung ins Ausland.

Ihr gratis Merkheft bekomme ich bereits regelmäßig: ☐ ja ☐ nein

Name, Vorname _____

Postleitzahl, Ort _____

Straße, Nummer _____

Meine Unterschrift, Datum _____

Kursbuch/EM

Kursbuch 1 bis 20, komplett in 2 Dünndruckbänden für nur 29,90 DM.



Folter in Chile

Gladys Diaz ist endlich frei! Nach fast zwei Jahren wurde sie mit 300 weiteren Gefangenen entlassen, weil die Empörung der Weltöffentlichkeit selbst der chilenischen Junta langsam peinlich wird. Die Journalistin hatte es auch nach dem Putsch gewagt, ihre Landsleute in heimlich verbreiteten Publikationen über den Terror der neuen Herrscher zu informieren. Daraufhin wurde sie verhaftet und in dem berühmten KZ Tres Alamos gefoltert (unter anderem mit Elektroschocks und durch das Eintauchen in schmutziges Wasser bis fast zum Erstickungstod). Monatlang pferchte man sie in eine 60 mal 90 Zentimeter große Zelle. Noch immer sitzen 2000 aus po-

litischen Gründen verurteilte Frauen und Männer in chilenischen Gefängnissen, nach Schätzung von Gladys Diaz werden mindestens weitere 2000 dort heimlich festgehalten. Einer von ihnen ist ihr Lebensgefährte, der 1975 gleichzeitig mit ihr verhaftet worden war, und von dem sie nicht weiß, ob er noch lebt. Bei ihrer Ankunft in Hamburg erklärte Gladys Diaz, die mit ihrem siebenjährigen Sohn gekommen ist: »Auch meine Familie in Chile wird weiter von der Geheimpolizei belästigt.« Sie selbst wird zunächst von einem Stipendium des DGB in Deutschland leben können. Ihre Adresse muß allerdings vorläufig geheimgehalten werden, da sie nach Einschätzung der Amnesty International selbst auf deutschem Boden Mordanschläge der chilenischen Geheimpolizei zu befürchten hat.

In Köln wurde im Dezember ein – nach Berlin – zweites Haus für geschlagene Frauen eröffnet. Nach einem Jahr Vorarbeit konnte der Verein »Frauen helfen Frauen« endlich einen Altbau mit zehn großen Räumen mieten. Die Anschrift ist geheim und wird nur Frauen genannt, die Hilfe suchen (Telefon: Köln 68 79 63).

Die ersten mißhandelten Frauen, die in dem Haus aufgenommen wurden, richteten ihre Zimmer selbst ein. Einige hatten schon monatelang auf die Eröffnung gewartet und waren solange in Privatwohnungen untergebracht worden.

Der von Kölner Frauen aus der Frauenbewegung gegründete Verein hat das Prinzip, öffentliche Gelder nur dann anzunehmen, wenn damit nicht gleichzeitig Vorschriften gemacht werden.

Nach zähen Verhandlungen und letztlich auf Druck der Öffentlichkeit hin bewilligte die Stadt Köln nun einen Zuschuß von jährlich 50 000 Mark. Ein Tropfen auf den heißen Stein, mißt man es an dem Berliner Haus, das mit 450 000 Mark vom Bund unterstützt wird.

Schon drei Wochen nach der Eröffnung war das Kölner Frauenhaus überfüllt. Zur Zeit müssen die meisten Mitarbeiterinnen – es sind Sozialarbeiterinnen, Pädagoginnen, Hausfrauen und Studentinnen – für ihren Lebensunterhalt nebenher »jobben«. Und noch ist der gemeinnützige Verein »Frauen helfen Frauen« (Postscheck-Konto Köln: 124965-500) auf Spenden dringend angewiesen.

Lie Selter

FRAUEN HELFEN FRAUEN

GEMEINNÜTZIGER VEREIN FRAUEN HELFEN FRAUEN

IN DER BRD WERDEN TÄGLICH UNZÄHLIGE FRAUEN VON IHREN MÄNNERN GEDEMÜTIGT UND MISSHANDELT. DIESE FRAUEN UND IHRE KINDER BRAUCHEN ZUFLUCHTSHÄUSER, IN DENEN IHNEN JEDE HILFE FÜR EIN NEUES SELBSTÄNDIGES LEBEN GEBOTEN WIRD. HÄUSLICH WIE IN LONDON, KOPENHAGEN UND

AMSTERDAM. BEI UNS IST AUCH DIESES FRAUENPROBLEM VON AMTS WEGEN NICHT VORGE SEHEN. DESWEGEN MÜSSEN WIR FRAUEN ZUR EIGENINITIATIVE GREIFEN!!

SPENDEN: **124965-500**

IN DER BRD WERDEN TÄGLICH UNZÄHLIGE FRAUEN VON IHREN MÄNNERN GEDEMÜTIGT UND MISSHANDELT. DIESE FRAUEN UND IHRE KINDER BRAUCHEN ZUFLUCHTSHÄUSER, IN DENEN IHNEN JEDE HILFE FÜR EIN NEUES SELBSTÄNDIGES LEBEN GEBOTEN WIRD. HÄUSLICH WIE IN LONDON, KOPENHAGEN UND

AMSTERDAM. BEI UNS IST AUCH DIESES FRAUENPROBLEM VON AMTS WEGEN NICHT VORGE SEHEN. DESWEGEN MÜSSEN WIR FRAUEN ZUR EIGENINITIATIVE GREIFEN!!

SPENDEN: **124965-500**

IN DER BRD WERDEN TÄGLICH UNZÄHLIGE FRAUEN VON IHREN MÄNNERN GEDEMÜTIGT UND MISSHANDELT. DIESE FRAUEN UND IHRE KINDER BRAUCHEN ZUFLUCHTSHÄUSER, IN DENEN IHNEN JEDE HILFE FÜR EIN NEUES SELBSTÄNDIGES LEBEN GEBOTEN WIRD. HÄUSLICH WIE IN LONDON, KOPENHAGEN UND

AMSTERDAM. BEI UNS IST AUCH DIESES FRAUENPROBLEM VON AMTS WEGEN NICHT VORGE SEHEN. DESWEGEN MÜSSEN WIR FRAUEN ZUR EIGENINITIATIVE GREIFEN!!

SPENDEN: **124965-500**

PS. Pünktlich zum 1. Januar 77 eröffneten jetzt auch Bremerinnen ein Haus für geschlagene Frauen. Telefonnummer für hilfesuchende Frauen: Bremen 446826. Die etwa 30 aktiven Frauen bereiten die Initiative seit dem letzten Sommer vor. Sie

finanzieren sich ausschließlich aus Spenden. Die Miete des 10-Zimmerhauses wollen sie mit gespendeten Daueraufträgen bezahlen (fünf bis 100 DM monatlich, Sparkasse Bremen, Frauen helfen Frauen, Kto. Nr. 12154929).



An der Frankfurter Universität wurde in diesem Semester ein rein weiblicher AStA-Vorstand (Allgemeiner Studentenausschuß) gewählt. Es ist der erste Frauen-AStA in der Bundesrepublik, ja sogar in Europa! Die Wahl ging nicht ohne Querelen seitens einiger männlicher Kommilitonen ab.

Auf einer Pressekonferenz erklärten die Studentinnen, daß sie die damit verbundene Arbeit vor allem auf sich nähmen, um auf die Benachteiligung der Frauen auch an der Universität aufmerksam zu machen: »Die hohen Durchfallquoten von Frauen an der Uni, die große Zahl der »aussteigenden« Studentinnen und die steigenden Selbstmordzahlen sind alarmierend!«

Auf die Frage, warum sie so lange bunte Kleider an hätten, antworteten die neuen AStA-Vorsitzenden: »Das ist Ausdruck unserer Phantasie, die wir auch bei der politischen Arbeit nicht aufgeben wollen.«

Reizend

Daß es Arbeitslosigkeit gibt, ist bekannt. Daß Frauen davon stärker betroffen sind als Männer, ebenfalls. Was aber gern verschwiegen wird: Der Anteil weiblicher Arbeitsloser wächst und wächst, obwohl die Gesamtarbeitslosenzahlen ganz langsam zurück gehen. Mehr noch: Alle Hilfsprogramme zum Abbau der Arbeitslosigkeit kommen fast ausschließlich Männern zugute, und tragen damit dazu bei, daß sich die Kluft zwischen weiblichen und männlichen Erwerbslosenzahlen ständig verbreitert.

Daß Frauen im Beruf als erste gefeuert und als letzte geheuert werden, hören Arbeitgeber und Arbeitsämter nicht gern. Einmütig reagieren sie darauf mit Enttäuschung und behaupten, die Problematik sei doch viel differenzierter ...

Doch dies sind nunmal die Fakten, traurig und trocken: Nur ein Drittel aller Erwerbstätigen sind Frauen, aber Frauen machen inzwischen über die Hälfte aller Arbeitslosen aus. Frauen sind also

von der allgemeinen Arbeitslosigkeit um fast 70 Prozent stärker betroffen als Männer. Und je länger der Mangel an Arbeitsplätzen anhält, um so größer wird das Mißverhältnis.

Da gibt es nun etliche Hilfsprogramme zum Abbau der Jugendarbeitslosigkeit. Sie brachten bislang nicht viel, und am wenigsten brachten sie den weiblichen Jugendlichen. So wurden zum Beispiel in Köln die Zuschüsse für Arbeitgeber bezahlt, wo speziell für Jugendliche neue Arbeitsplätze geschaffen wurden. Auf diese Weise kam es zu 648 neuen Arbeitsplätzen – überwiegend in »Männerberufen«. Nur 175 Arbeitsplätze für Mädchen waren darunter. Geht das so weiter, dann ist abzusehen, daß der Begriff Jugendarbeitslosigkeit bald korrekterweise in »Mädchenarbeitslosigkeit« umformuliert werden muß ...

Genauso sieht es mit den Maßnahmen für erwachsene Frauen aus. Mit dem 430-Millionen-Programm hat das Bundesarbeitsministerium offiziell verkündet: »Das Sonderprogramm dient

dazu, die Wiederbeschäftigung von längerfristig Arbeitslosen, besonders älteren Arbeitnehmern, Frauen und Jugendlichen zu fördern.«

Dabei geht es vor allen Dingen um sogenannte Mobilitätszulagen. Die bekommt unter anderem der, der wegen seines neuen Arbeitsplatzes in eine andere Stadt ziehen muß. Dreimal darf man raten, wieviele Ehemänner es wohl gibt die den Umzug der ganzen Familie befürworten, nur damit die Frau endlich wieder Arbeit hat? Und wieviele Frauen haben so qualifizierte Berufe, daß sich der Ortswechsel auch bezahlt macht?

Dank also der Bundesregierung, weil sie Männern hilft auf Kosten von Frauen wieder zu Arbeit und Lohn zu kommen, und dafür sorgt, daß in der Statistik männliche und weibliche Arbeitslosenzahlen immer weiter auseinanderklaffen. Einziger Kommentar der Herren: »Was sollen wir tun gegen konservative Chefs, die lieber Männer als Frauen einstellen?« ...

SABINE SCHRUFF



Einen »Hexensabbat« veranstaltet das Wuppertaler Frauenzentrum. Das Fest am Karnevalssamstag, dem 19. Februar, ist nur für Frauen (eventuelle männliche Begleiter müssen sich an diesem Abend mal ohne sie amüsieren ...). Kostümierung ist nicht Vorschrift, aber gern gesehen. Es wird allerhand geboten, versprochen die Wuppertalerinnen, unter anderem »Parkmöglichkeiten für Besen«. Beginn 20 Uhr. (Adresse: Kommunikationszentrum »Borse«, Elberfeld, Am Viehof)

Frauen, denkt dran: AM 17. Februar ist Weiberfastnacht



Dat Stin un dä Jupp – die woren noch klein – se spillten zesammen mit Murneln am Rhein, er wollte die Dicken alle für sich, da piepste dat Stina: »Un wat kriegen ich?«

Et wood och jet älter un heirat dä Jupp, dat Stin jing verdienen – do hät et jefluppt, damm komen drei Kinder – dat Stin wor net still: »Dann dun mer doch helfe, dat es mer ze vill!«

Dat Stin tät rotiere – un hä liegt im Bett, ze fuul och för alles – wat hät jern noch hätt! Hä kom eines Ovends, im Huus wor kein Liech, do loch op dem Disch, ene klitzekleine Wisch:

Weiste, wat ich dir sagen will, leck mich am Dill, leck mich am Dill,

weiste, wat ich dir sagen will: Leck mich am Dill – leck mich am Dill!

TEXT UND MUSIK: MARGARETHA ROSAR.

Die Schnellste

»Alle Leute meinen das wäre Wahnsinn, so zu laufen.« Christa Vahlensieck aus Wuppertal, inoffizielle Weltmeisterin im Marathon (42 195 Meter) zuckt mit den Achseln. Ob's ihr Spaß macht? »Och, für mich ist das keine Anstrengung. Bei einer Mittelstrecke schon eher.« Die 27jährige Sportlerin wirkt eher zierlich mit ihrer 1,60m-Größe. Während ich mit ihr rede, sitzt sie schon wieder auf dem Sprung fürs Training. Sie läuft jeden Tag zehn bis 15 Kilometer. Ihr Mann Ulrich, ein Tischtennispieler, ist fast immer dabei. Als BILD schrieb: »Er spült, während sie läuft«, war ihm das ziemlich peinlich. Christa grinst: »Ganz so stimmt das nämlich nicht. Kochen tun wir beide nicht. Da gehen wir lieber essen.« Da beide berufstätig sind, werden sie tagsüber von den Betriebskantinen versorgt. »Auch ein Kind«, sagt sie, »würde mich nicht daran hindern, weiterzulaufen.«

Erst seit 1954 dürfen Frauen die 800 Meter laufen. Vorher wurden sie für zu schwach erklärt. Seit 1968 trauen die deutschen Sportfunktionäre Frauen immerhin das Durchstehvermögen für 1500 Meter und seit 1973 sogar für 3000 Meter zu. Ob Christa Vahlensieck und ihre Konkurrentinnen auch 1980 bei den Olympischen Spielen in Moskau teilnehmen dürfen, darüber denken die Herren Sport-

funktionäre noch nach.

Der Sportmediziner Dr. Ernst van Aaken spottet über seine Geschlechtsgenossen: »Alles, was Sportmediziner und Trainingswissenschaftler an Negativem im Frauensport seit Jahrzehnten publizierten, war falsch. Es wird noch Jahrzehnte dauern, die Vorurteile zu beseitigen, die den Spitzensport in gewissen Disziplinen vorwiegend zum Kraftsport stempeln und so das weibliche Geschlecht als Muskelschwächlinge von Sportarten ausschließen möchten. Das hat überhaupt nichts mit Muskelkraft zu tun.«

Auch der Sportmediziner Wildor Hollmann von der Deutschen Sporthochschule in Köln findet es rückblickend selbst falsch, daß Frauen in den sogenannten Ausdauerdisziplinen nicht eingesetzt wurden. Gerade hier seien Frauen aufgrund ihres geringen Körpergewichtes und des anderen Stoffwechsels sogar im Vorteil Männern gegenüber! Denn Männer müssen ihren größeren Muskelpaketen mehr Sauerstoff zuführen und geraten darum schneller aus der Puste.

Ehemann Ulrich Vahlensieck: »Die Männer fallen am Marathon-Ziel um wie die Fliegen.« Beim letzten Marathonlauf von Frauen und Männern in Bosen bei 36 Grad Hitze gab jeder zweite Mann auf, aber nur jede neunte Frau...

BARBARA SCHLEICH



Silvestro 7/77
Sao Paulo:
Christa
war wieder
die Schnellste



»Wir lieben die Nacht und wollen unbehelligt ausgehen können!« – »Die Hexen kehren zurück und rächen die Frauen für die Gewalttätigkeit der Männer!« – »Wir füllen die Nacht der wilden Wölfe mit Licht und mit Stimmen!« – Mit solchen und ähnlichen Slogans zogen im November und Dezember Zehntausende von Italienerinnen durch Rom, Mailand und Florenz. Sie protestierten gegen die »Gewalt der Männer im Bett und auf der Straße, in der Werbung und am Arbeitsplatz«. Die zu Hundertschaften aufmarschierten Polizisten schienen etwas ratlos. Sie wußten nicht so recht, ob der Slogan »Auch die Frauen der Bullen müssen illegal abtreiben!« nun eine Beleidigung der Staatsgewalt ist oder nicht...
BIRGID RAUEN

Anzeige

BITTE SCHREIBEN SIE UNS (Verlagsges. GRENÖ, PF 189, D-6053 Obertshausen) SIE ERHALTEN DANN AB UND ZU UNSERE KLEINE LITERATURZEITUNG GRATIS. Wir stellen dort unsere Bücher vor (bisher neun), erhältlich in jeder guten Buchhandlung. Skizze aus: H. Hillmann Ich hab mir in der Besprechung ein Bild gemacht (320 Seiten, 25 DM).



ANN THORSSON GbH

FRAUEN
BUCH
VERSAND



Frauen - Wir besorgen Euch alle Bücher über Frauenemanzipation. Schreibt uns einfach - bestellt unseren Katalog! Postfach 1420 - 6470 Büdingen



Jetzt in
jeder guten
Buchhandlung!



„Das Buch gehört auf den Nachttisch jeder werdenden ledigen Mutter. Es kann jeder tausende von Tränen, von Mark, von unangenehmen Erfahrungen sparen.“
— Sophie Behr in
Courage 3

Bestellung über Ihre Buchhandlung oder senden Sie diesen Coupon an:
Frauenbuchversand Ann Thorsson
Postfach 1420, 6470 Büdingen

Bestellung

Ich bestelle

.... Ex. LEDIGE MÜTTER
Protokolle, hrsg. von
Freia Hoffmann
192 Seiten, DM 14,-
(Verlag Roter Stern)

(Name)

(Straße)

(PLZ, Ort)

„So übersichtlich geordnet, daß jede Frau leicht alle Informationen finden kann. Hier werden die Fristen, die zu beachten sind, genau angegeben, die praktischen Schritte genau erläutert. Ein Sachregister ist auch vorhanden. Ein sehr empfehlenswertes Buch!

— Verband
alleinstehender
Mütter, Münster



Marielouise Janssen-Jurreit
Sexismus/Über die
Abtreibung der
Frauenfrage

SEXIS
MUS

„Mit Sicherheit die gründlichste, umfangreichste und wichtigste Publikation der letzten Jahre zur Frauenfrage.“

Das Buch der Argumente für alle diejenigen, die den Mut haben, sich eine bessere Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern vorzustellen.

756 Seiten. Leinen DM 39.80
Carl Hanser Verlag

Abflußverstopfung

Wo Frauen sonst betteln, hilflos lächelnd Ehemänner oder Nachbarn um Reparaturarbeiten bitten müssen, hat Emma keine Probleme. Emma ist praktisch und weiß, wie's gemacht wird. Im übrigen: Sie muß sich ja doch um alles kümmern. Selbst um den letzten Dreck. Selbst um den unsichtbaren: den im Abflußrohr am Waschbecken. Vermutlich sind es wieder Haare, die den Abfluß verstopfen, weil Emma sich, wie die meisten Frauen, über dem Waschbecken kämmt.

Im Grunde geht es um eine einfache Sache: Das Abflußrohr ist so geformt, daß eine Restmenge Wasser immer zurückbleibt. Die verschließt das Rohr luftdicht und verhindert, daß Gestank aus dem Abfluß aufsteigt. Es geht also darum, den sogenannten Geruchsverschluß frei zubekommen, damit das Wasser wieder abfließen kann. Beim Handwaschbecken wird meistens das Siphon (auch Traps genannt) mit abschraubbarem Topf verwendet, beim Ausguß oder Spülbecken ist es meist der S-förmige Rohrbogen (Knie).

Und so wird's gemacht:

Einen Eimer unter das Knie stellen, um den Wasserrest aufzufangen. Dann wird mit einem verstellbaren Schraubenschlüssel oder einer Rohrzanze der Schraubverschluß geöffnet. Wichtig: Damit das Knie bei dem Manöver nicht verbiegt, einen Metall- oder Holzstab dazwischen schieben. (Zeichnung 1).

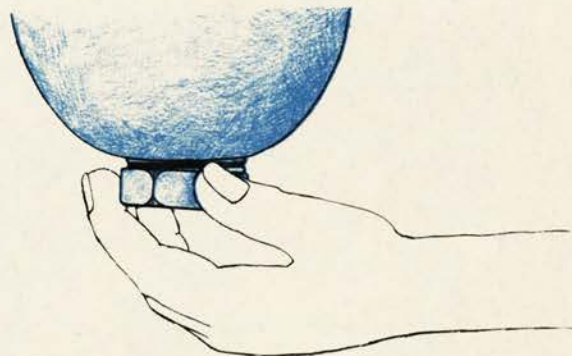
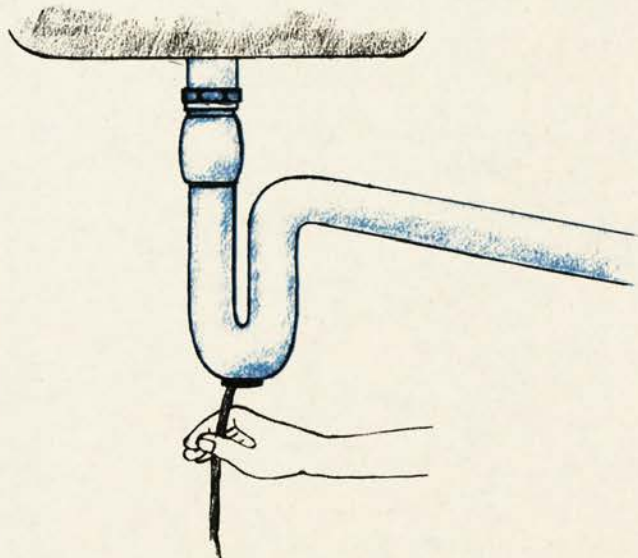
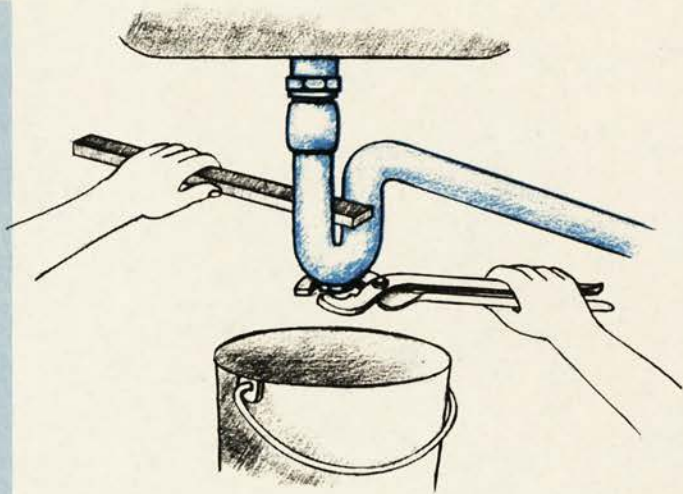
Dann einen stabilen Draht durch die Schraubenöffnung stoßen, ihn hin und her drehen, bis der ganze Dreck herausgepuhlt ist. (Zeichnung 2).

An diesem Punkt muß die Arbeit in der Regel unterbrochen werden, weil ein neuer Dichtungsring für den Schraubverschluß fehlt. Beim Einkauf nimmt Frau den alten Dichtungsring als Muster mit, besorgt am besten gleich drei neue, damit der Vorrat für die nächsten Jahre reicht.

Die Reinigungsschraube wird mit dem neuen Dichtungsring von Hand wieder eingeschraubt. Jetzt mal kräftig durchspülen, um auch den letzten Dreck zu entfernen. Dann wird die Schraube mit der Rohrzanze oder dem Schlüssel kräftig nachgezogen. (Zeichnung 3).

Emma strahlt. Selbst ist die Frau!

Gertrud Pinkus, Text und Zeichnungen



Damit fängt es an. Reifen können wir nicht wechseln. Lichtleitungen nicht legen. Sogar Nägel können manche von uns nicht in die Wand schlagen. Manchmal ist es ja noch zum Lachen, oft aber gar nicht komisch: Dann merken wir, daß diese uns einge-redete und anerzogene Hilflosigkeit ganz schön lästig und entmündigend ist. Damit das nicht so bleibt, damit auch Frauen »ihren Mann stehen« können – wie es bezeichnender Weise heißt – bringt EMMA in jeder Nummer eine Seite mit praktischen Tips.

FRAUEN, ABONNIERT EMMA!

Liebe Leserinnen,

daß EMMA in diesen Zeiten der Pressekonzentration überhaupt erscheinen konnte, ist ein kleines ökonomisches Wunder. EMMA-Leserinnen haben zu diesem Wunder beigetragen, denn sie haben noch vor Erscheinen über 3000 mal EMMA abonniert!

Die großen Pressekonzerne verpulvern für die Lancierung einer Zeitschrift dieser Größenordnung Millionen. Die hatten wir nicht. Also mußten wir es anders machen – und das geht auch.

Wir brauchen keine »Marktstudie«, die die »Zielgruppe« auslötet. Wir kennen die Sache, um die es geht und auch die Frauen, die sie betrifft. EMMA ist keines von diesen künstlichen Laborprodukten, die nur gemacht werden, um Geld zu scheffeln, und bei denen ein redaktionelles Mäntelchen dürftig um den gewinnträchtigen Anzeigenteil hängt.

Doch wir haben ein dickeres finanzielles Polster dringend nötig. Dazu brauchen wir Sie! Wenn Sie jetzt EMMA abonnieren, zahlen Sie für 12 Monate im voraus 36 Mark (Rücktrittsrecht bis 14 Tage nach Eingang der Bestellung)! Mit diesem Geld könnten wir dann ab sofort arbeiten, könnten die nächsten Nummern mitfinanzieren.

Sie können EMMA für sich selbst abonnieren und für andere. Sie können sie vom In- und auch vom Ausland aus bestellen.

Bitte schreiben Sie dazu an: IPV Wendenstr. 27-29 2000 Hamburg 1

Emma im Markt

(ab 23.2.77 in allen Kiosken)

Ein Tag im Haus für geschlagene Frauen *
Alice Schwarzer über Männerhaß *
Brief aus Nepal *
Wenn Frauen alleine reisen... *
Klitoris-Beschneidung in 24 Ländern! *
*** Unsere Städte: Männerstädte ***

